Streckfuss

Ein Thaler.

Ein Thaler.

Criminal-Novelle

von

Adolph Streckfuß.

Berlin.
Verlag von B. Brigl.
[1873]

Eine muntere Gesellschaft war an einem heißen Augustnachmittag in der schattigen Laube des Schloßgartens von Nordenheim versammelt. — Eine recht ansehnliche Zahl von leeren Weinflaschen, welche rings um die Laube im hohen Grase lagen, würde verrathen haben, daß die Gäste des Barons Heinrich von Nordenheim wohl des Guten zu viel gethan haben mochten, wenn dafür nicht auch die gerötheten Gesichter der meist noch jungen Männer gesprochen hätten. Betrunken war zwar keiner von ihnen, aber Alle mit Ausnahme eines Einzigen waren vom Wein erregt; sie unterhielten sich mit einer über die gewöhnliche Heiterkeit hinausgehenden Lebendigkeit.

„Unser gastfreier, liebenswürdiger Wirth, Baron Heinrich von Nordenheim soll leben, also die Gläser gefüllt, Ihr Herren und ausgetrunken bis zur Nagelprobe!" so rief ein junger Dragoner-Lieutenant, auf dessen weinglühendem Gesicht die Spuren des Gelages am schärfsten ausgeprägt waren.

„Recht so, meine Herren," — entgegnete ein Anderer, der Einzige aus der Gesellschaft, der ganz nüchtern war, — „Der Toast des Lieutenant von Waltner ist an seiner Stelle. Meinem Bruder, unserm Wirth, muß unser letztes Glas gelten!" Er füllte bei diesen Worten die halbgeleerten Gläser der Gäste, welche etwas verwundert zu ihm aufblickten, aber ihn schweigend gewähren ließen. Nur einer von ihnen, ein schöner Mann von etwa dreißig Jahren, entgegnete mit scharfer Betonung: „Soll daß heißen, daß Sie uns nach diesem letzten Glas ein ferneres verbieten, Herr Doctor Stern?"

„Ich habe nichts zu verbieten, Herr Graf von Sarentin," antwortete der Gefragte ruhig. „Ich bin ebenso, wie

Sie, der Gast meines Bruders, glaubte aber im Sinne der übrigen Herren zu sprechen, wenn ich ihn indirekt bat, die Flaschen jetzt forträumen und den Kaffee bringen zu lassen. Der Toast auf den Wirth pflegt ja der erste oder der letzte zu sein und ich bin überzeugt, mein Freund Waltner hat den seinigen in dem von mir ausgesprochenen Sinne ausgebracht. Nicht wahr, Ferdinand, so ist es?"

Der Dragoner-Lieutenant drehte mit einer etwas zweifelhaften Miene den blonden Schnurrbart, er blickte sehnsüchtig nach dem Eiskübel, in welchem noch einige unangerührte Flaschen des trefflichen Rheinweins standen; als aber der Doctor Stern seine Frage wiederholte und ihm dabei unter dem Tisch die Hand drückte, sagte er ziemlich trübselig:

„Gewiß, Fritz, unser letztes Glas soll unserem Wirth gelten, also bitte, meine Herren, stoßen Sie an!"

„Unter dieser Bedingung nehme ich das Lebehoch gar nicht an!" rief der Baron von Nordenheim; „Graf Sarentin hat ausnahmsweise Recht; wir wollen uns, da wir im besten Zuge sind, nicht das letzte Glas anbefehlen lassen. Ehe nicht die beiden noch im Eis stehenden Flaschen geleert sind, hören wir nicht auf, was auch mein Bruder, der abscheuliche Mäßigkeitsapostel dazu sagen mag!"

Der Graf Sarentin fühlte sich durch die Art und Weise, mit welcher ihm der Baron Recht gab, wohl nicht sehr geschmeichelt, sein dunkles Auge blitzte auf, er warf dem gastfreien Wirth einen giftigen Blick zu, aber er hatte gute Gründe, seinem Zorn keine Worte zu geben. Mit einem spöttischen Lächeln wendete er sich an den Doctor Stern.

„Sie sehen, Herr Doctor," sagte er höhnend, „daß Ihr mächtiger Wille doch nicht allmächtig ist. Ihr Herr Bruder gehorcht nicht so gutmüthig, wie Ihr Freund, unser Lieutenant von Waltner. Wir werden weiter trinken trotz der gesellschaftlichen Lebensregeln, welche Sie uns zu geben die Gefälligkeit hatten."

„Ich werde mir niemals die Freiheit nehmen und mir auch niemals die fruchtlose Mühe geben, Sie, Herr Graf, mit gesellschaftlichen Lebensregeln zu belästigen," erwiderte Doctor Stern ernst. „Meinen Bruder wollte ich nur daran

erinnern, daß wir verabredet haben, nach Tisch die neuen Pistolen zu probiren. Zwei weitere Flaschen Rheinwein dürften für ein sicheres Zielen nicht sonderlich förderlich sein!"

„Frieden, Ihr Herren!" rief der Husaren-Rittmeister von Basenow. „Wir haben genug des edlen Weines, dies beweist am besten Ihre Empfindlichkeit, Graf Sarentin. Doctor Stern hatte Ihnen zu derselben keine Veranlassung gegeben. Ich stimme ebenfalls dafür, daß wir jetzt unser letztes Glas auf die Gesundheit unseres Wirthes trinken und dann die neuen Pistolen probiren. Sie müssen sich schon fügen, Baron, wir sind drei gegen zwei und die Majorität entscheidet. Stoßen Sie an, meine Herren, es ist unwiderruflich das letzte Glas!"

Sie stießen an. Lieutenant von Waltner rief mit sehr lauter, aber nicht ganz sicherer Stimme sein: „Vivat Nordenheim!" und die übrigen drei Gäste des Barons stimmten ein, die Gläser wurden bis auf den Boden geleert, dann aber nahm der Rittmeister die noch halb volle Flasche vom Tisch und stellte sie zu den beiden vollen in den Eiskübel, ohne auf den Grafen Sarentin zu achten, der ihm das Glas zum Füllen hinhielt.

Der Rittmeister war der Aelteste unter der kleinen Gesellschaft, er nahm, wenn er auch mit frischer Heiterkeit auf jeden Scherz einging, doch eine Art Respektsstellung in Anspruch, die ihm seine jüngeren Freunde um so lieber gewährten, als er sie nie mißbrauchte, um ihre Freude zu stören, oder sich durch Selbstüberhebung unangenehm zu machen. Er war der nachsichtigste Vorgesetzte der jungen Offiziere, der liebenswürdigste Gesellschafter, der treueste und beste Kamerad. Sein Ansehen stand so unerschütterlich fest, daß auch Graf Sarentin keinen weiteren Einspruch wagte, als der Rittmeister den Arm des Barons Nordenheim ergriff und diesen aufforderte, die kleine Gesellschaft nach dem Schießstande zu führen.

„Vorwärts, Ihr Herren, zum Pistolenschießen", sagte er gutgelaunt. „Ihre Aufgabe, Herr von Waltner, mag es sein, die beiden Kampfhähne da, unsern Doctor Stern und den Grafen Sarentin, zu beruhigen. Schieben Sie sich als trennendes und verbindendes Element zwischen Beide, geben

Sie Jedem einen Arm, auch Sie können bei dem Spaziergang durch den Garten dabei nur profitiren!"

Und so geschah es. Der Baron und der Rittmeister gingen voran, die übrigen drei Herren folgten ihm Arm in Arm. Lieutenant Waltner nickte bald dem Doctor Stern zu seiner Rechten, bald dem Grafen zu seiner Linken gutmüthig freundlich zu, auf eine weitere Unterhaltung ließ er sich nicht ein, denn die Zunge war ihm gar zu schwer. Auch der Doctor und der Graf schwiegen, sie hatten keine Veranlassung, den abgebrochenen Streit zu erneuern, aber auch gar keine Lust zum Austausch freundlicher, oder auch nur höflich gleichgültiger Redensarten.

Der Schießstand lag am Ende des ausgedehnten Schloßgartens, die Herren hatten daher einen ziemlich weiten Spaziergang zu machen, ehe sie zu ihrem Ziele kommen konnten; der Rittmeister benutzte diese günstige Zeit, um den Frieden in der kleinen Gesellschaft wieder herzustellen.

„Sie waren sehr scharf gegen den Grafen Sarentin, lieber Baron," sagte er freundlich, „und doch hatte dieser wohl eigentlich nichts gesagt, was Ihr beleidigendes Wort „Graf Sarentin hat ausnahmsweise Recht" hätte rechtfertigen können. Wäre es nicht gerathen, wenn Sie durch ein freundliches Entgegenkommen das verletzende Wort wieder gut machten?"

„Sie kennen wohl den Grafen Sarentin nicht genauer?" lautete die Gegenfrage des Barons.

„Nein. Ich habe ihn in A** nur hier und da in Gesellschaften getroffen und weiß nichts weiter von ihm, als daß er früher Offizier gewesen ist, seinen Abschied einer nicht ganz aufgeklärten Veranlassung wegen genommen hat und jetzt auf ziemlich großem Fuß in A** lebt. Man spricht davon, daß er mehr Geld ausgebe, als er hat, das aber geht mich nichts an. Er ist, wie ich gehört habe, der Erbe des großen Sarentin'schen Majorats, welches mit seinen ungeheuren Einnahmen an ihn fallen muß, sobald sein mehr als 60jähriger Oheim die Augen schließt. Ich kenne den Grafen nur als einen recht guten Gesellschafter, sonst aber nicht näher."

„Dann kennen Sie ihn eben von seiner besten Seite,"

erwiderte der Baron bitter. „Dieser Mensch ist mir im Grund der Seele verhaßt. Schauen Sie ihm nur in das bleiche, abgezehrte Gesicht, in die dunkeln, tiefliegenden, unheimlich blitzenden Augen, beobachten Sie diese niemals ruhigen Züge, das bittere, spöttische Lächeln, welches um den scharf zusammen gekniffenen Mund spielt und dann sagen Sie selbst, ob ich nicht berechtigt bin, eine unwillkürliche Abneigung gegen den Grafen zu hegen."

„Ihr Urtheil ist scharf und, wie ich glaube, nicht ganz gerecht! Der Graf wird allgemein und besonders von den Damen für einen schönen Mann gehalten. Er gilt außerdem für liebenswürdig und interessant."

„Er mag dies Alles sein, mir aber ist er unausstehlich!"

„Und doch haben Sie ihm manchen großen Dienst geleistet, wie er heut gelegentlich äußerte. Wir trafen auf der Herfahrt in dem Eisenbahnwagen zusammen. Der Graf wollte nach Kabelwitz, schickte aber dorthin sein leichtes Gepäck voraus und folgte mir. Wir haben den kurzen Weg von der Station P*** nach Nordenheim über Sie und Ihr gastliches Haus plaudernd zurückgelegt. Er war Ihres Lobes voll und versicherte mir, er kenne keinen Menschen, den er so sehr verehre wie Sie und dem er so große Dankbarkeit schulde."

„Das sagte er?"

„Ja, und er fügte hinzu, Sie hätten ihn mit der liebenswürdigsten Gefälligkeit mehrfach aus großen Verlegenheiten befreit. Wie reimt sich das mit Ihrer Abneigung gegen ihn zusammen?"

„Sehr gut. Es ist wahr ich habe ihm Geld geborgt und zwar mehrfach ziemlich hohe Summen. Ich hoffte, ihn dadurch loszuwerden. Solche Burschen pflegen sich unsichtbar zu machen, uns zu vermeiden, wenn sie uns Geld schulden. Ich habe das Mittel schon oft mit Erfolg angewendet, bei dem Grafen aber hat es bis jetzt noch nichts genützt. Er hängt sich wie eine Klette an mich; vergebens suche ich ihn abzuschütteln. Ich beleidige ihn oft absichtlich mit schnöden Redensarten, für welche jeder andere Edelmann mich fordern würde; er aber hört sie lächelnd mit an und statt mich zu fordern, antwortet er mit einer Liebenswürdigkeit,

welche mich entwaffnet. Ich möchte ihn für mein Leben gern aus meinem Hause jagen, so daß er das Wiederkommen vergißt; aber so sehr ich auch die gesellschaftlichen Formen verachte, ganz durchbrechen kann ich sie doch nicht. Ich kann unmöglich ohne eine Veranlassung einem Edelmann aus alter Familie, der mich freundschaftlich besucht, sagen, er solle sich zum Teufel scheeren und mich nicht ferner belästigen; in nächster Zeit aber hoffe ich diese Veranlassung zu bekommen und dann werde ich sie bestens benutzen."

„Sie haben mir so viel gesagt, daß ich wohl fragen darf: was wollen Sie thun?"

„Gewiß, und ich gebe Ihnen bereitwillig Antwort. Der Graf hat vor etwa drei Monaten sich zweihundert Stück Friedrichsd'ors von mir geborgt. Frühere Darlehne habe ich ihm stets ohne Weiteres gegeben, damals aber kam mir der glückliche Gedanke, ich könnte ihn vielleicht auf gute Art durch ein anderes Verfahren für immer los werden. Ich erklärte ihm, ich sei bereit, ihm das Geld zu borgen, könne es aber nur thun, wenn er mir schriftlich sein Ehrenwort gebe, es in spätestens drei Monaten zurückzuzahlen. Er hat den Ehrenschein ausgestellt und in wenigen Tagen ist dieser fällig. Ich bin überzeugt, er ist heut nur deshalb nach Nordenheim gekommen, um mich um Aufschub zu bitten; aber er täuscht sich, nicht eine Stunde gebe ich ihm Zeit. Hat er sein Ehrenwort gebrochen, dann bin ich berechtigt, den ehrlosen Lumpen mit Schimpf und Schande aus meinem Hause zu jagen."

„Sie spielen da ein gefährliches und, lassen Sie mich als Ihr Freund dies sagen, ein nicht zu rechtfertigendes Spiel mit der Ehre eines Mannes, den sie nicht leiden können, der Ihnen aber doch, wie Sie selbst zugeben, niemals Veranlassung gegeben hat, ihn zu kränken!"

„Meinen Sie?" entgegnete der Baron heftig auf das ernste Wort. „Er giebt mir täglich mehr Veranlassung, als Sie ahnen, — doch dies sind Familienangelegenheiten, über welche ich eigentlich nicht sprechen sollte."

„Dann bitte ich Sie, es nicht zu thun. Ich bin weit davon entfernt, mich in Ihr Vertrauen eindrängen zu wollen."

„Das weiß ich, Herr Rittmeister. Sie aber sind gerade der einzige Mensch, zu dem ich ein recht volles, festes Vertrauen habe, der Einzige von den vielen Freunden, welche mich hier in Nordenheim besuchen, der mir mehr ist, als ein Alltagsgast. Hören Sie also die kurze Geschichte meines Hasses gegen den Grafen Sarentin und Sie werden ihn gerechtfertigt finden; natürlich bitte ich Sie um unbedingte Verschwiegenheit."

„Sie haben selbstverständlich mein Wort." —

„Sie wissen, daß mein Vater wenige Monate nach meiner Geburt starb und daß meine Mutter einige Jahre später sich zum zweiten Male mit dem Geheimen Rath Stern in A.. vermählte. Diese Heirath machte damals großes Aufsehen. Die Verwandten meiner Mutter waren höchst aufgebracht damit, daß sie ihre Hand einem Bürgerlichen gab, obgleich dieser ein hochgestellter Staatsbeamter war. Der Bruder meiner Mutter, der Major Fritz von Streit auf Kabelwitz, kam Jahre lang nicht mehr nach A.., um nur die bürgerliche Schwester, welche früher sein Liebling gewesen war, nicht mehr zu sehen. — Meine gute Mutter hat darüber viel geweint, sie hat manchen vergeblichen Versuch gemacht, sich dem Bruder wieder zu nähern, endlich aber ist es ihr gelungen. Sie ist nach Kabelwitz gereist und die Geschwister haben sich versöhnt, so daß mein Bruder, der bald nachher geboren wurde, von seinem Pathen, dem Onkel Streit, den Vornamen Fritz erhalten hat. —

Von dieser Zeit an lebten unsere beiden Familien im innigsten Einverständniß. Mein Stiefvater nahm seinen Abschied, er zog hierher nach Nordenheim, nach meinem Majoratsgut, welches er mit treuer Sorgfalt für mich verwaltete. Fast täglich kam Onkel Streit nach Nordenheim, oder mein Bruder wanderte nach dem nahen Kabelwitz und spielte mit unserer kleinen Cousine Elwine. Wir liebten uns von ganzem Herzen und später habe ich erfahren, daß schon von Elwinens Geburt an der Onkel Streit und meine Mutter die Verabredung getroffen hatten, wir Beide sollten für einander erzogen werden. Ich dachte natürlich damals an solche Pläne nicht. Ich war ein wilder, unbändiger Junge, der wohl die kleine 3 Jahre jüngere Cousine als ein

reizendes Spielzeug herzlich liebte, der aber über den Gedanken, das Kind solle seine Frau werden, nur gelacht haben würde.

Die Jahre vergingen, ich wuchs zum Jüngling heran, kam auf das Gymnasium nach A** und hielt mich dann Studirens halber drei Jahre in Heidelberg auf. Ich will mich nicht besser machen als ich bin. Gelernt habe ich auf der Universität nicht viel. Ich war der beste Schläger, Senior unserer Verbindung und habe in Heidelberg den Ruf eines famosen Burschen hinterlassen; die Philister freilich meinten, ich sei ein ziemlich roher Patron gewesen und hätte mehr auf dem Fechtboden gelegen und im Bierhaus gesessen, als im Collegium.

Als ich vor 6 Jahren mein vierundzwanzigstes Jahr vollendet hatte und dadurch mündig geworden war, erhielt ich in Heidelberg den Ruf meines Stiefvaters, nach Nordenheim zurückzukehren und meine Majoratsgüter, welche er bis dahin verwaltet hatte, nun selbständig zu übernehmen. Ich sagte ungern dem fröhlichen, wilden Burschenleben Valet; als ich aber nach Haus kam und hier mein reizendes Cousinchen, die wunderschöne, damals 15jährige Elwine, wiedersah und als mir meine Mutter überglücklich im tiefsten Geheimniß anvertraute, Elwine sei meine Braut, in zwei Jahren solle die Hochzeit gefeiert werden, das Kind dürfe es aber selbst noch nicht wissen, vergaß ich schnell die Freuden des Studentenlebens und mit wahrer Lust und Liebe gab ich mich der Landwirthschaft hin. Unter der Leitung meines vortrefflichen Stiefvaters bewirthschaftete ich meine Güter, aber täglich war ich in Kabelwitz und täglich wuchs mir Elwine enger ans Herz.

Es war eine glückliche, selige Zeit! Mit Stolz und Freude schaute meine Mutter mich und Elwine, ihre künftige Schwiegertochter, an sie meinte, eine Frau, welche besser für mich passe, als meine schöne Cousine, könne es in der ganzen Welt nicht geben. War ich ein wilder, tollkühner Reiter, ein nie fehlender leidenschaftlicher Jäger, so überbot mich doch Elwine fast noch. Der alte Major hatte seinem einzigen Töchterchen eine wunderliche Erziehung gegeben; zum Schrecken der Gouvernanten und Hauslehrer hatte ihn

Elwine zu Pferd auf seinen Spazierritten aufs Feld und zur Jagd begleiten müssen. Kein Pferd war ihr zu wild, sie zügelte es; bei den Hetzjagden, welche Onkel Streit veranstaltete, fehlte Elwine niemals, sie war die kühnste Reiterin und verstand, wie der geübteste Jäger, mit der Büchse umzugehen.

Man nannte sie deshalb in der ganzen Gegend die Amazone und sie hat diesen Namen, wie Sie wissen, bis auf den heutigen Tag behalten.

Jede freie Stunde, welche mir die Bewirthschaftung meiner Güter ließ, verlebte ich in Kabelwitz. Ich ritt mit Elwina um die Wette, wir jagten zusammen in ausgelassener Fröhlichkeit über Wiesen und Hecken und oftmals trug sie beim tollkühnen Reiten den Sieg über mich davon, niemals aber über meinen jüngeren Bruder Fritz, der ihr steter Begleiter war.

Fritz war damals 17 Jahre alt, er hatte schon sein Abiturientenexamen bestanden, sollte aber noch ein Jahr warten, ehe ihm mein Stiefvater erlaubte, die Universität zu beziehen. Meine Mutter wünschte, er solle seinen schwächlichen Körper durch ein längeres Leben in der gesunden Landluft stärken und erst dann seine Studien fortsetzen; schwächlich aber war er in Wirklichkeit ganz und gar nicht, wenn er auch so erschien.

Sie kennen meinen Bruder; so ruhig, ernst und entschieden, wie Sie ihn heut sehen, war er schon als Knabe. Alles, was er anfing, gelang ihm. Er arbeitete mit unermüdlichem Fleiß und setzte durch seine Fortschritte die Lehrer in das höchste Staunen, wenn er aber die Bücher fortwarf und auf den Turnplatz eilte, dann zeigte sein scheinbar so zart gebauter Körper eine bewunderungswerthe Muskelkraft. Er war ein Reiter ohne Gleichen, ein Jäger, dessen Ueberlegenheit in Sicherheit des Schusses selbst Onkel Streit anerkennen mußte. Der scheinbar schwächliche Jüngling zeigte bei unsern wilden Hetzjagden eine zähe ausdauernde Kraft, welche ihn stets zu Elwinens großem Aerger zum Sieger über uns Beide machte; es war dies um so merkwürdiger, als er gar kein sonderliches Vergnügen an solchen ausgelassenen Hetzjagden empfand, sondern weit lieber zu Haus

mit Elwinen ein Meisterwerk unserer Dichter las, — eines jener Trauer- und Thränenspiele, welche mir stets ein gelindes Gähnen verursachen.

Zwei Jahre lebten wir drei in herrlichster Eintracht zusammen, Fritz hatte zwar die Universität in A** bezogen, an jedem Sonntag aber kam er nach Nordenheim und die Ferienzeit brachte er stets zu Hause zu. Elwine liebte ihre beiden Vettern, wie sie in naiver Aufrichtigkeit versicherte, wie sie nur ihre Brüder, wenn sie solche gehabt hätte, geliebt haben würde, wen sie aber lieber habe, den Heinrich oder den Fritz, daß wisse sie nicht.

An Elwinens Geburtstag, sie war 17 Jahre alt geworden, sollte unser Geschick sich entscheiden; Onkel Streit und meine Mutter hatten verabredet, daß an diesem Tage unsere Verlobung gefeiert werden solle. Niemals hatte ich bisher mit Elwinen von den Plänen unserer Eltern gesprochen, ich hatte ja meiner Mutter das Versprechen gegeben, es nicht zu thun; an jenem verhängnißvollen Tage sollte ich das Schweigen brechen. Ich ritt schon am frühen Morgen hinüber nach Kabelwitz, frohen Herzens, mit herrlichen Zukunftsplänen im Kopf, ich dachte gar nicht an die Möglichkeit, daß Elwine, die mich so innig liebte, sich weigern könne, mein trautes Weibchen zu werden. Und doch geschah es!

Lassen Sie mich forteilen über die traurigste Stunde meines Lebens. Die Erinnerung ist wahrlich keine angenehme. Elwine erklärte mir mit jener unerschütterlichen Festigkeit, die ihr eigen ist und die keine Hoffnung für die Zukunft zuläßt, daß sie niemals mein Weib werden könne. Meine Schwester sei sie, als solche liebe sie mich mit ganzem Herzen und werde mich lieben ihr Leben lang.

Es kamen böse Tage. Onkel Streit war außer sich vor Wuth, als er hörte, daß Elwine mich zurückgewiesen habe; er nannte sie eine ungerathene Tochter, er fluchte und drohte; aber Elwine blieb felsenfest. Wenn ihr Vater es befehle, so erklärte sie, werde sie freilich gehorchen müssen, sie werde das Ja vor dem Altar sagen, dadurch aber für ewig von mir getrennt sein!

Genug von jener traurigen Zeit! Ich machte dem Familienstreit ein Ende, indem ich erklärte, ich würde niemals

Elwinens Hand annehmen, dann verließ ich Nordenheim. Ich habe seitdem die halbe Welt durchreist und ein ziemlich wüstes, unstätes Leben geführt. Der Tod meiner Mutter und meines trefflichen Stiefvaters hat mich vor etwa einem Jahre nach der Heimath zurückgerufen, seitdem lebe ich wieder als ein flotter Junggeselle auf meinem Stammgut im herzlichen Einvernehmen mit meinem Bruder Fritz, mit dem Onkel Streit und mit Elwinen, die mir, wie sie versprochen, eine treue Schwesterliebe bewahrt hat.

Was aber hat diese lange Erzählung mit dem Grafen Sarentin zu schaffen? — so werden Sie mich fragen. Sie sollen es hören. Als ich zurückkehrte und zum ersten Male wieder meinen Bruder und Elwinen zusammen sah, da wurde es mir klar, daß ich früher blind gewesen war. Wäre Fritz der Freiher von Nordenheim gewesen und hätte er um ihre Hand geworben, dann würde sie ihm nicht wie mir geantwortet haben. Das weiß sie wohl selbst nicht und auch Fritz ahnt es nicht, denn es ist ihm sicherlich noch nie der Gedanke gekommen, daß Elwine ihn anders als eine Schwester liebe; er kennt auch den Adelsstolz des Onkels Streit und weiß, daß dieser eher seine Tochter verfluchen als eine Ehe mit einem Bürgerlichen gestatten werde; aber ich weiß, daß sein ganzes Herz an ihr hängt, daß er sie liebt mit unverlöschlicher Leidenschaft und doch ist sie ihm verloren für immer. Graf Sarentin ist sein Nebenbuhler.

Der Graf weiß es ebenso gut, als ich, daß Elwine nicht ihn, sondern meinen Bruder liebt, deshalb hegt er gegen diesen einen grimmigen Haß; aber er bewirbt sich trotzdem um die Hand meiner Cousine und er hat von dem Onkel Streit das Jawort erhalten; Elwine wird zu der verhaßten Heirath gezwungen werden, der Onkel hat mir dies selbst gesagt, und der Graf wird nicht freiwillig zurücktreten, sondern das Opfer des kindlichen Gehorsams annehmen, wenn es mir nicht gelingt, seinen schändlichen Plan zu durchkreuzen. Aber ich werde es thun. Ich werde ihn entweder entlarven als einen ehrenwortbrüchigen Schurken oder ich will ihn durch fortgesetzte Beleidigungen zwingen, sich mit mir zu schießen. Lieber schieße ich ihn nieder wie einen tollen Hund, ehe ich es dulde, daß dieser Patron, um eine reiche

Mitgift zu erschleichen, Elwinen und meinen Bruder unglücklich macht für alle Zeit! Um eines solchen Schurken willen sollen nicht die beiden einzigen Menschen, die ich in dieser nichtsnutzigen Welt liebe, verzweifeln! Jetzt denke ich, Herr Rittmeister, Sie werden es begreifen, weshalb ich diesen Grafen Sarentin hasse, weshalb ich entschlossen bin, ihn als einen Ehrlosen zu entlarven, weshalb ich ihn beleidige, wo ich nur weiß und kann!"

Der Baron hatte die letzten Worte mit einer Aufregung gesprochen, an welcher wohl der Rheinwein nicht ohne Verschulden war; er schwieg, offenbar erwartete er eine zustimmende, billigende Bemerkung des Rittmeisters, darin aber täuschte er sich.

„Sie haben mich in fremde, traurige Familienverhältnisse eingeweiht, Herr Baron," entgegnete der Rittmeister ernst, „wünschen Sie, daß ich Ihnen offen meine Ansicht ausspreche?"

„Ja."

„Es soll geschehen auch auf die Gefahr hin, daß ich Sie beleidige!"

„Sprechen Sie ohne Scheu! Ein redlich gemeinter Tadel kann mich nie beleidigen! Meinen Sie etwa, ich solle ruhig zusehen, daß Graf Sarentin, um Elwinen's reiche Erbschaft zu erschleichen um seine Schulden zu bezahlen, meine Cousine heirathet, obgleich er weiß, daß sie ihn haßt, daß sie meinen Bruder liebt? Wenn Sie das von mir verlangen, — dann, — dies sage ich Ihnen offen, Herr Rittmeister, — werde ich, so sehr ich Sie achte, doch Ihren Rath nicht befolgen."

„Ich kann Ihnen nur rathen, nicht befehlen, Herr Baron! Sie mögen thun, was Sie für gut finden, meine Ansicht aber sollen Sie unverfälscht hören. Ihr Haß gegen den Grafen und selbst dessen Werbung um die Hand Ihrer Cousine, giebt Ihnen kein Recht zu einer Ihrer nicht würdigen Intrigue! Eine solche aber ist es, wenn Sie dem Grafen eine namhafte Summe auf Ehrenwort geliehen haben in der Absicht, diese Gefälligkeit zu gebrauchen, um ihn zu entehren!"

„Herr Rittmeister!"

„Ich halte mein Wort aufrecht," fuhr der Rittmeister ernst und entschieden fort. „Es ist Ihrer nicht würdig, so zu handeln und ebenso wenig ist es zu billigen, wenn Sie als ein Raufbold Gelegenheit suchen, den Ihnen verhaßten Mann zu einem Duell zu zwingen mit der Absicht, ihn nieder zu schießen. Eine solche Tödtung wäre wenig besser als ein vorbedachter Mord. Ich bitte Sie, um Ihrer eignen Ehre willen, stehen Sie von solchem Unternehmen ab."

„Nein und tausendmal Nein!" rief der Baron in wilder Aufregung. „Ich habe ihm ein Darlehen nicht aufgedrängt; er hat es gefordert, obgleich ich den Ehrenwortschein von ihm verlangte und ihm sagte, daß ich auf der pünktlichsten Einlösung bestehen müsse. Nicht ich entehre ihn, er entehrt sich selbst, wenn er nicht zahlt! Ich habe das Mittel in der Hand, diesen Schurken zu entlarven und sollte es nicht gebrauchen? — nun und nimmer mehr! — Ich danke für Ihren Rath, Herr Rittmeister, aber ich kann ihn nicht befolgen. Lieber will ich selbst Ehre und Seligkeit aufgeben, als meinen Haß und meine Rache gegen diesen heimtückischen Grafen! Ich kann Ihren Rath nicht befolgen, selbst wenn ich es wollte; lassen Sie uns kein Wort mehr über diese Sache sprechen, es wäre doch vergeblich; vergessen Sie, was ich Ihnen gesagt habe!"

„Ich will es versuchen, Herr Baron, aber ich fürchte, Sie selbst werden mir dies durch Ihre Handlungsweise unmöglich machen."

„Sprechen wir nicht mehr davon! Glücklicher Weise sind wir am Ziele, hier ist der Schießstand."

II.

Der Schießstand, welchen der Baron von Nordenheim für sich und die zahlreichen Gäste, die von der Residenz A** aus sein gastfreies Haus besuchten, hatte einrichten lassen, lag am äußersten Ende des Schloßgartens, da wo dieser an die große Sortauer Heide, einen weit ausgedehnten, theils zu Nordenheim, theils zu Kabelwitz, theils zu dem Rittergut Sortau gehörenden Kiefernwald stieß. Nur eine Lyciumhecke, welche an vielen Stellen durchbrochen

war, trennte den Schloßgarten von der Heide. Unmittelbar hinter dem eleganten, kleinen Pavillon, den der Baron zum Schutz der Pistolenschützen gegen den Regen hatte errichten lassen, befand sich eine breite Oeffnung in der Lyciumhecke. Die Landleute der Umgegend benutzten sie, wenn sie von Kabelwitz nach Dorf Nordenheim wanderten; es war ihnen früher durch den sehr humanen Geheimrath Stern gestattet worden, den näheren durch den Schloßgarten führenden Fußweg einzuschlagen, und auch der Baron hatte bisher dagegen noch nichts gethan, obgleich es ihm nicht angenehm war, daß Bauern und Tagelöhner vorbeikamen, wenn er mit seinen Gästen Schießübungen hielt.

Als der Baron mit dem Rittmeister und bald darauf der Lieutenant Waltner mit dem Doctor Stern und dem Grafen Sarentin in den Pavillon traten, fanden sie hier schon Alles zu ihrem Empfange vorbereitet.

Auf einem Tischchen standen fünf Tassen mit rauchendem Kaffee, auf einem andern Tisch fünf Gläser und daneben auf dem Fußboden der bekannte Eiskübel mit den Weinflaschen darin, der von den Bedienten auf einem näheren Wege nach dem Schießstand gebracht worden war, falls etwa einer oder der andere der Herren den Wein dem Kaffee vorziehen sollte.

„Vortrefflich!“ rief der Baron erfreut, als er die Flaschen im Eiskübel sah; „mein alter Anselm ist wirklich ein Juwel, er erräth meine Gedanken, ehe ich sie noch ausgesprochen habe. Bedienen Sie sich meine Herren, — da ist Kaffee für die des edlen Weines Müden; ich aber will Wein! Im göttlichen Rebensaft liegt das glückliche Vergessen alles irdischen Kummers! Stoßen Sie mit mir an auf das Vergessen, Herr Rittmeister!“

„Ich danke Ihnen, erwiderte der Rittmeister ernst abwehrend, „ich ziehe den Kaffee vor. Ich trinke keinen Wein mehr!“

„Dann thue ich es für Sie!“ sagte der Baron, der zwei Gläser gefüllt hatte, sie jetzt nach einander schnell leerte, und wieder vollfüllte.

„Heinrich, ich bitte Dich, laß den Wein, thu es mir zu

Gefallen!“ flüsterte der Doctor Stern seinem Bruder bittend zu, dieser aber wies die Mahnung unwirsch zurück.

„Laß mich zufrieden, Du unausstehlicher Mäßigkeitsapostel! Dir zum Trotze trinke ich jetzt zwei Gläser statt des einen!“ und wieder leerte er die beiden Gläser unmittelbar nach einander. Die Wirkung zeigte sich bald, sein Gesicht glühte in dunkler Röthe, seine Augen funkelten in einem unheimlichen Feuer. Er war nicht betrunken, aber in einer fieberhaften Aufregung.

„Damit ist's genug, dies Glas soll das Letzte gewesen sein,“ rief er, das geleerte Glas in das Gebüsch werfend. „Jetzt zum Pistolenschießen! Ich will Dir beweisen, Fritz, daß ich nicht zu viel getrunken habe und so sicher ziele, als hätte ich nie ein Glas Wein gesehen. Die Pistolen, Anselm!“

Der alte, weißhaarige Diener, der im Hintergrund des Pavillons der Befehle seines Herrn gewärtig gestanden hatte, brachte den Pistolenkasten, in welchem zwei neue, sehr elegante Pistolen lagen. Der Baron lud sie mit sicherer Hand. Fast ohne zu zielen schoß er die eine ab und die Kugel traf die dreißig Schritt entfernte Scheibe im Centrum.

„Nun, habe ich etwa zu viel getrunken?“ fragte der Baron triumphirend.

„Wer von den Herren hat den Muth, mir auf 20 Schritte einen Thaler hinzuhalten! Ich wette 100 gegen 1, daß ich ihn zwischen Daum und Zeigefinger fortschieße!“

Keiner der Herren antwortete.

„Hat keiner der Herren den Muth? Wie wär's, Graf Sarentin, ich wette 100 Friedrichsd'or gegen Einen?“

„Ich danke Ihnen, Baron Nordenheim; so sehr ich auch Ihre Geschicklichkeit bewundere, würde ich doch nicht 1 gegen 10,000 eine solche Wette eingehen. Die Möglichkeit, eine Hand zu verlieren, kann nicht durch Geld aufgewogen werden.“

„Verdammte Feigheit!“ rief der Baron ärgerlich. Graf Sarentin aber schien das beleidigende Wort gar nicht gehört zu haben; er hatte sich umgewendet und eine der Kaffeetassen genommen, jetzt klirrte er mit dem silbernen Löffel beim Umrühren gegen dieselbe.

„Sie gehen zu weit, Herr Baron!“ sagte der Rittmeister mit ernster Entschiedenheit. „Sie vergessen die Rücksichten, welche Sie uns, Ihren Gästen schuldig sind und ich muß Sie um eine Erklärung darüber bitten, was Sie mit dem Worte „verdammte Feigheit“ gemeint haben. Wollen Sie etwa damit sagen, derjenige sei ein Feigling, der Ihnen nicht einen Thaler zur Zielscheibe hinhalten will? Dann befinde ich mich in diesem Falle, denn ich stimme dem Grafen Sarentin in seiner Weigerung und in dem Grunde für dieselbe durchaus bei.“

„Auch ich!“ sagte der Lieutenant von Waltner mit lallender Stimme. Der gute Lieutenant hatte dem Beispiele seines Wirthes folgend noch ein paar Gläser von dem eiskalten Rheinwein getrunken.

Der Baron biß sich auf die Lippen; er zögerte einen Augenblick mit der Antwort; aber er besaß trotz der Aufregung, in der er sich befand, doch noch so viel Besonnenheit, um zu fühlen, daß er dem Rittmeister eine Genugthuung schuldig sei. Er ärgerte sich über sich selbst, daß er zu einer Entschuldigung gezwungen war, aber er sprach sie aus, indem er sagte: „Meine Aeußerung war unüberlegt, ich nehme sie zurück. Ich habe weder Sie, Herr Rittmeister, noch den Herrn Lieutenant von Waltner beleidigen wollen.“

Der Rittmeister verbeugte sich mit kalter, förmlicher Höflichkeit, er erinnerte sich des eben beendigten Gesprächs und war gar nicht mit der Entschuldigung des Barons, welche für den Grafen Sarentin doppelt beleidigend sein mußte, zufrieden; dieser aber schien von den gewechselten Worten nichts gehört zu haben, er war aus dem Pavillon getreten und musterte mit seinem Augenkneifer einen wüst aussehenden, mit einem zerlumpten blauen Kittel bekleideten Menschen, der den Waldweg entlang gekommen, durch die Oeffnung der Lyciumhecke geschritten und eben im Begriff war, an dem Pavillon vorüber durch den Schloßgarten zu gehen.

Auch der Baron sah den Menschen, der es nicht einmal der Mühe werth hielt, ihn, den Schloßherrn zu grüßen, sondern den zerknitterten schwarzen Hut auf dem Kopf behielt; er war ohnehin ärgerlich und sein Zorn wurde dadurch noch mehr erregt.

„Kann der Kerl nicht grüßen? Was hast Du hier im Schloßgarten zu suchen?" so rief er wüthend.

Der so barsch Angeredete blieb stehen. Den Hut nahm er nicht ab, ja er drückte ihn noch tiefer über die schwarzen Locken, die ihm wild über die Stirn herabhingen. Ein böser Blick aus den dunkeln, von struppigen, überhängenden schwarzen Brauen beschatteten Augen traf den Baron und die Antwort: „Der Weg ist vom seligen Herrn Geheimrath freigegeben und bis heut noch nicht verboten worden. Zu grüßen brauch ich nicht!" wurde so trotzig gegeben, daß sie fast einer Aufforderung zum Streite glich.

„Stolz liebe ich den Spanier!" sagte Graf Sarentin höhnisch. „Sie haben recht respectvolle Bauern, Herr Baron." —

„Ich bin kein Bauer und brauche vor keinem Menschen in der Welt Respect zu haben!" entgegnete der Verspottete zornig.

Der Baron war aus der Laube getreten, er hatte die Reitpeitsche, welche er meist bei sich trug, wenn er im Garten spazierte, ergriffen, aber er fühlte sich von der festen Hand seines Bruders zurückgehalten; dieser flüsterte ihm ins Ohr: „Heinrich, mir zu Liebe laß den Menschen seine Wege gehen, er hat wirklich ein Recht dazu. Schlage ihn nicht, er würde sich rächen, er ist zu Allem fähig. Kennst Du denn den Wildmichel nicht mehr?"

Die schon zum Schlage erhobene Reitpeitsche sank herab.

„Wahrhaftig, der Wildmichel in höchsteigener Person, ich hätte ihn nicht wieder erkannt!" sagte der Baron, indem er neugierig die mächtige Gestalt des drohend vor ihm Stehenden musterte. — „Schöner bist Du nicht geworden, Michel, in den Jahren, da ich Dich nicht gesehen, und Deinem zerfetzten Kittel nach scheinst Du derselbe Lump geblieben zu sein, der Du warst, als ich damals fort ging."

Michel, der, als er die erhobene Reitpeitsche des Barons gesehen hatte, mit geballten Fäusten einen Schritt vorgetreten war, ließ jetzt, als er sah, daß ihn nicht mehr die Gefahr eines Schlages bedrohe, die Arme sinken. Mürrisch zur Erde blickend, antwortete er: „Was geht Sie mein Kittel

an, — Sie geben mir doch keinen Pfennig, um einen Flicken zu kaufen."

„Wer weiß, Michel, — vielleicht doch! — Willst Du Dir einen Thaler verdienen?"

„Verdienen?"

„Ja, redlich und mit leichter Arbeit verdienen?"

Michels düstere Züge hellten sich ein wenig auf, als er neugierig sagte: „Wahrhaftig, das wäre! — Was soll ich thun? Ich bin zu jedem redlichen Stück Arbeit bereit!"

„Nur zu redlichen?" fragte der Baron spottend. „Ich denke, der Zuchthausdirector von Sondheim wird Dir bezeugen, daß Du im Geldverdienen nicht gar zu wählerisch bist."

Michel schaute mit einem wüthenden Blick den Baron an, aber er verbiß seinen Zorn, — winkte ihm doch ein leichter Verdienst, den er nicht durch eine scharfe Entgegnung verlieren wollte. Er schwieg, der Baron aber fuhr fort.

„Schau Dir die Scheibe dort an, Michel, sie ist dreißig Schritt entfernt; ich habe soeben in's Schwarze geschossen und jetzt den Herren eine Wette angeboten, daß ich ihnen auf die gleiche Entfernung einen Thaler zwischen Daumen und Zeigefinger fortschießen will; sie weigern sich aber, den Thaler zu halten. Willst Du es thun, Michel? Der Thaler ist Dein, ich mag ihn treffen oder fehlen."

„Sei vernünftig, Heinrich!" fiel Doctor Stern dem Bruder ins Wort. „Niemand bezweifelt die Untrüglichkeit Deines Schusses, weshalb sie durch ein so gefährliches Spiel beweisen? — Wenn durch einen Zufall der Schuß mißlingt, zerschmetterst Du die Hand eines Menschen.

„Was liegt daran?" entgegnete der Baron verächtlich, — „Der Kerl wird bald mit einer Hand so gut stehlen, wie vorher mit beiden!"

Michel schaute den Baron mit einem bösen Blick an. — „Das Wort will ich Ihnen gedenken!" rief er aus. — „Behalten Sie Ihren Thaler, ich diene Ihnen nicht als Zielscheibe."

„Nicht? Nun ich denke, wenn Du noch der verwegene Kerl bist, der Du früher warst, wirst Du es doch thun. — Hier Michel, ich lege noch einen Thaler zu, Du bekommst, ich mag treffen oder nicht, zwei Thaler und außerdem Fünf-

hundert Thaler, wenn ich Dich verletze, so daß auch nur ein Tropfen Blut fließt. — Hier ist das Geld, schau's Dir an, Michel, es ist leicht zu verdienen."

Der Baron zog bei diesen Worten eine seidene Geldbörse hervor; als er sie öffnete, um zwei harte Thaler heraus zu nehmen, blitzten zwischen den Silbermünzen auch mehrere Goldstücke hervor. Dann nahm er aus der Brusttasche eine Brieftafel und aus dieser einen Fünfhundertthalerschein, den er auf den kleinen Tisch im Pavillon legte und mit einer Tasse beschwerte, damit ihn der Wind nicht fortwehen könne. — Dies ist Dein Schmerzensgeld, falls ich Dich verletze," — sagte er lachend, — „fünfhundert Thaler in einem guten Scheine! — Zeig', daß Du Muth hast, Michel! — Ja oder Nein?"

Michel hatte mit einem seltsam gierigen Blick die schwere Geldbörse und die mit Werthpapieren gefüllte Brieftafel angeschaut. — So vieles Geld hatte er noch niemals beisammen gesehn, es erschien ihm wie ein unerschöpflicher Schatz. — Jetzt blickte er überlegend zu Boden. Der Vorschlag des Barons erschien verführerisch. — Zwei Thaler! — Wie leicht waren sie zu verdienen! Und wenn nun der Baron selbst fehlte, dann winkte ihm der Besitz von fünfhundert Thalern, eines Reichthums, auf den er nie zu hoffen gewagt hatte. Fünfhundert Thaler! — Mit dieser für ihn so ungeheuren Summe konnte er ein tüchtiges Stück Land kaufen! Wenn er so viel besaß, war alle Noth für ihn zu Ende. — Ging selbst ein Finger bei dem Schuß verloren, was hatte solch klein Unglück zu bedeuten gegenüber der glänzenden Aussicht auf den Besitz von fünfhundert Thalern! — Er hatte dann nicht mehr nöthig, sich der steten Gefahr auszusetzen, als Wild- und Holzdieb ergriffen und auf das Zuchthaus geschickt zu werden, er konnte ruhig und sicher mit Weib und Kindern in seinem Häuschen von dem Ertrage seines Feldes leben!

Die Verführung war zu groß, er konnte nicht widerstehen. — „Geben Sie den Thaler her, Herr Baron, ich halte ihn!" — rief er aus.

„So ist's recht, Michel!" — entgegnete der Baron erfreut. — „Du bist doch ein braver, muthiger Kerl. — Hier

ist der Thaler. Stell Dich dort neben die Scheibe hin und halte das Geldstück mit ausgestrecktem Arm zwischen Daumen und Zeigefinger! — Nun, Ihr Herren, jetzt gilt die Wette! Fünfhundert Thaler ist der Preis. Wer wettet? —

Er erhielt keine Antwort. — „Will Niemand wetten?“ fragte er ärgerlich.

„Halten Sie die Wette mit 100 gegen 1 aufrecht?“ lautete die Gegenfrage des Grafen Sarentin.

„Daß ich ein Thor wäre! Wenn Sie den Thaler selbst gehalten hätten, Graf, — dann würde ich 100 gegen 1 gewettet haben, — jetzt aber denke ich nicht daran. Gleich gegen gleich. Gilt die Wette, Graf?“

„Nein, ich danke Ihnen. Sie sind ein zu guter Schütz, als daß ich mich auf eine solche Wette einlassen könnte. Ueberdies befinde ich mich im Augenblick nicht in der Lage, fünfhundert Thaler riskiren zu können.“

„Bah, was thut das? Wir schreiben es, wenn ich gewinne, zu dem Uebrigen. Sie wissen ja, daß ich hier in der Brieftafel ein schönes Andenken an Sie herumtrage.“

„Es wäre vielleicht zarter gewesen, wenn Sie mich daran jetzt nicht erinnert hätten!“ entgegnete der Graf ärgerlich. „Jedenfalls will ich meine Schuld nicht vergrößern. Ich wette nicht.“

„Sie wollen nicht? Ich dächte, Ihr Risico wäre doch wohl ein geringes! Es wird Sie wohl wenig kümmern, ob Ihre Schuld etwas größer oder kleiner ist.“

„Sie werden beleidigend, Herr Baron. Wenn ich auch Rücksicht nehme auf die Aufregung, in welcher Sie sich augenblicklich befinden, kann ich mich doch weiteren beleidigenden Bemerkungen, vor denen ich als Ihr Gast geschützt sein sollte, nicht aussetzen. Ich verlasse Sie, um nach Schloß Kabelwitz zurückzukehren. Morgen werde ich mir erlauben, Ihnen meinen Besuch zu machen, und dann mit Ihnen über unsere geschäftlichen Angelegenheiten weiter sprechen. Leben Sie wohl, meine Herren!“

Der Graf verbeugte sich nach diesen Worten mit vornehmer Höflichkeit gegen den Baron und den Doctor Stern; dem Rittmeister und dem Lieutenant schüttelte er zum Abschied die Hand, dann nahm er seinen Hut und mit lang-

samen Schritten verließ er zögernd den Pavillon. Er hoffte vielleicht, daß der Baron ihn zurückhalten, irgend ein Wort der Entschuldigung sagen werde; dies aber geschah nicht, der Baron rief ihm im Gegentheil höhnisch nach: „Gehen Sie nur, mein Herr Graf Sarentin! Eins aber merken Sie sich, wenn Sie etwa morgen mich nur deshalb mit Ihrem Besuch beehren wollen, um etwa meine Nachsicht in Anspruch zu nehmen, dann sparen Sie sich die Mühe. Ich bestehe auf meinem Schein! Shylok war nicht hartherziger als ich!“

Graf Sarentin blieb stehen, als er die höhnenden Worte hörte. Sein sonst so bleiches Gesicht glühte in dunkler Röthe. Er wendete sich zu dem Baron, seine Stimme zitterte, als er tief erregt erwiderte: „Sie werden mir für diese neue Beleidigung Genugthuung geben, Herr Baron von Nordenheim!“

„Mit ganz besonderem Vergnügen, Herr Graf von Sarentin!“ entgegnete der Baron lachend. „Ich stehe Ihnen zu Diensten mit jeder Waffe, welche Sie wählen mögen, nur nicht mit der Pronlongation eines gewissen, kleinen unangenehmen Papieres, welches ich hier in der Brieftasche bei mir trage. Ich erwarte mit Sehnsucht für morgen Ihren Besuch oder auch Ihre weiteren Bestimmungen; bis dahin sage ich Ihnen gern Lebewohl.“

Ohne eine Antwort zu geben, entfernte sich der Graf; er schlug den ihm wohl bekannten Weg durch die Heide nach Schloß Kabelwitz ein.

„Gott sei Dank, daß der unangenehme Mensch fort ist, jetzt wollen wir erst recht vergnügt sein!“ sagte der Baron, sich fröhlich zu seinen übrigen Gästen wendend, aber er fand bei diesen kein freundliches Entgegenkommen; sein Bruder blickte ihn ernst und vorwurfsvoll an und der Rittmeister machte ebenfalls ein recht finsteres Gesicht, nur der Lieutenant von Waltner lachte in weinseliger Laune, ihm hatte der Streit, den er kaum gehört, nicht die Freude an dem trefflichen Rheinwein verdorben.

Verdrießlich über die mißlaunigen Gesichter, welche er um sich sah, wendete sich der Baron von seinen Gästen. „Paß jetzt auf, Michel,“ rief er diesem zu, der auf weitere Anordnungen wartend, neben der Scheibe stand, „das Spiel soll beginnen. Nimm den Thaler zwischen Daumen und

Zeigefinger und strecke dann den Arm von Dir. So ist's recht! Du darfst den Thaler nicht festhalten, nur ganz leicht muß er zwischen beiden Fingern schweben. Ist's so?"

„Ja."

„Nun, meine Herren, wer wettet? Vielleicht Sie, Lieutenant von Waltner?"

Der gute Lieutenant, der in der besten Stimmung von der Welt war, wollte eben, um dem Baron gefällig zu sein, seine Einwilligung aussprechen, als für ihn der Rittmeister das Wort nahm und sehr ernst erwiderte:

„Weder Lieutenant von Waltner, noch ich werden auf eine so freventliche Wette eingehen. Sie haben heut schon Unheil genug angerichtet, Herr Baron. Geben Sie jetzt der Vernunft Gehör. Zeigen Sie uns Ihre Geschicklichkeit an der Scheibe, aber nicht durch einen Schuß, der jenen armen Menschen dort für sein ganzes Leben unglücklich machen kann!"

„Auch ich bitte Dich, Heinrich, sei vernünftig!" fügte der Doctor Stern freundlich hinzu.

„Ihr mißtraut meiner festen Hand, Ihr glaubt vielleicht gar, ich sei betrunken und könne nicht sicher zielen? Ich will Euch das Gegentheil beweisen und da Niemand wetten will, schieße ich zu meinem Vergnügen dem Michel den Thaler aus den Fingern. Hältst Du den Thaler ganz lose, Michel?"

„Ja."

„Jetzt steh fest. Rühr' kein Glied!"

„Herr Baron! Heinrich!" riefen der Rittmeister und der Doctor Stern warnend, aber der Baron achtete nicht auf sie; er hatte ein Pistol ergriffen, schon zielte er und im nächsten Augenblick knallte der Schuß.

„Gewonnen!" jubelte der Baron, und richtig, da stand Michel noch immer mit ausgestrecktem Arm und erhobener Hand, aber der Thaler zwischen Daumen und Zeigefinger fehlte, die Kugel hatte ihn fortgerissen, ohne Michels Finger zu verletzen.

„Du hast prächtig still gehalten und sollst einen Thaler extra bekommen, Michel", sagte der Baron, der durch den glücklichen Schuß wieder die beste Laune erhalten hatte;

„jetzt aber müssen wir den Thaler suchen, den will ich mir zum Andenken aufheben.“

Michel, der halb im Traume noch immer den Arm ausgestreckt hielt, ließ diesen mit einem Seufzer sinken; er erwachte plötzlich, nachdem er sich schon in dem Besitz eines Reichthums von 500 Thalern geträumt hatte, zu der traurigen Wirklichkeit. Als er sah, daß der Baron den Fünfhundertthalerschein unter der Tasse fortnahm und ihn in seine Brieftasche legte, hatte er ein eigenthümliches Gefühl. Hatte er doch diesen Schein schon als sein Eigenthum betrachtet und jetzt nahm ihn der reiche Mann wieder an sich und mit ihm alle die frohen Aussichten auf eine sorgenlose Zukunft. Mit begehrlichem Blick schaute Michel nach der Brieftasche und als diese in des Barons Brusttasche verschwand, seufzte er noch einmal tief auf. Gab es denn wirklich keine Möglichkeit, in den Besitz dieser fünfhundert Thaler zu kommen, die er schon als sein Eigenthum betrachtet hatte? Er erinnerte sich plötzlich eines alten Mannes, der im Zuchthaus von Sondheim sein Arbeitergenosse gewesen war, der hatte vor vielen Jahren einen reichen Edelmann ermordet und ihm auch eine Brieftafel mit Geldscheinen geraubt. Der Alte hatte ihm die Geschichte wohl zwanzig Mal erzählt und dabei niemals Reue über die That, wohl aber darüber ausgesprochen, daß er sie so schlecht ausgenutzt habe, daß er thöricht genug gewesen sei, ein Messer, das später an ihm zum Verräther wurde, am Orte des Mordes zurückzulassen und daß er endlich von vielen Verhören ermüdet, die That eingestanden habe. Seltsam, daß er gerade jetzt an den Alten, der in Sondheim eine lebenswierige Zuchthausstrafe abbüßte, denken mußte!

Michel hätte wohl noch länger geträumt; aber er sah jetzt schon den Baron und dessen Gäste neben sich und er mußte wohl oder übel der Aufforderung, mit nach dem getroffenen Thaler zu suchen, folgen. Er that es mürrisch und widerwillig. Hatte er etwa deshalb, um ein Paar Thaler zu verdienen, sich zur Zielscheibe des übermüthigen Edelmannes hergegeben? Er betrachtete den Baron als den Räuber eines Glückes, welches ihm jetzt entrissen war. Für immer? Nein nicht für immer! Diese fünfhundert Thaler waren

sein Eigenthum, er mußte sie wieder haben um jeden Preis.

Der Thaler war nicht leicht zu finden. Lange suchten ihn der Baron und seine Gäste im hohen Grase, endlich entdeckte ihn Michels scharfes Auge.

Das Geldstück ging von Hand zu Hand. Es gab den besten Beweis von des Barons Schützenkunst. Die Kugel hatte es gerade im Mittelpunkt getroffen und dort einen Theil des Wappens eingedrückt.

„Was meinen Sie zu dem Schuß, Herr Rittmeister?" fragte der Baron, triumphirend auf den Thaler deutend.

„Es war ein Meisterschuß!" entgegnete der Rittmeister kalt. „Den Schuß bewundere ich, nicht aber das freventliche Spiel, welches Sie getrieben haben, als sie einem Menschen zumutheten, Ihnen als Scheibe zu dienen. — Der glückliche Erfolg entschuldigt Sie nicht. Ich habe zu meinem Bedauern heute, sowohl durch Ihre früheren Mittheilungen, wie durch Ihr späteres Verhalten die Ueberzeugung gewonnen, daß unsere Gefühle und Anschauungen zu verschieden sind, um ein ferneres Freundschaftsverhältniß für beide Theile angenehm zu machen; ich sage Ihnen deshalb Lebewohl, Herr Baron, — wir werden uns nicht wiedersehen."

Befremdet und sehr betreten schaute der Baron den Rittmeister an. Er hegte für diesen eine große Hochachtung, der kalte und förmliche Abschied kränkte ihn deshalb tief. — „Wollen Sie mich wirklich verlassen, alter Freund?" fragte er betrübt.

„Ich muß es zu meinem Bedauern. — Erinnern Sie sich der Worte, welche ich gebrauchte, als Sie mir einige Mittheilungen über Ihr Verhältniß zum Grafen Sarentin machten?"

„Ja."

„Dann werden Sie sich auch erinnern, wie ich über ein Duell mit diesem und über andere Pläne, welche Sie in Beziehung auf den Grafen hegen, denke. Wenn Sie die Absicht haben, auf alle diese Pläne zu verzichten, den Grafen um Entschuldigung zu bitten und dadurch ein Duell unmöglich zu machen, bleibe ich mit Freuden bei Ihnen und

erbiete mich, Ihren Streit so auszugleichen, daß beide Theile zufrieden sein können."

„Nun und nimmermehr!" rief der Baron ergrimmt.

„Leben Sie wohl, Herr Baron! Herr Lieutenant von Waltner, Sie haben gewiß die Güte, mir zu folgen!" Ohne noch ein Wort hinzuzufügen entfernte sich der Rittmeister, dem der Lieutenant, nachdem er sich mit größter Höflichkeit empfohlen hatte, folgte.

Der Baron stand finster sinnend, den Blick zu Boden gesenkt, er hob ihn erst, als er die Hand seines Bruders auf seiner Schulter fühlte. „Willst auch Du mich etwa verlassen, Fritz, wie jene Beiden? so fragte er bitter.

„Nein, Heinrich, aber ich will Dich bitten, daß Du dem Rittmeister nacheilst und ihn besänftigst, um Dir einen treuen Freund zu erhalten. Ich weiß nicht, was zwischen Euch vorgegangen ist, aber ich weiß, daß der Rittmeister nicht ohne Grund so hart gegen Dich sein konnte."

„Mag er laufen!" entgegnete der Baron unwirsch. „Er ist nicht besser, als alle die Andern. Ich kann ohne ihn leben. Bleib Du mir nur treu, Fritz, um keinen anderen Menschen in der Welt kümmere ich mich. Und doch thut es mir leid, daß ich den Rittmeister verloren habe! Ich will den zerbeulten Thaler hier als Andenken an den heutigen bösen Nachmittag behalten. Hier, Michel, hast Du dafür einen anderen Thaler und noch zwei dazu; jetzt aber mach', daß Du fortkommst und laß Dich nicht wieder im Schloßgarten sehen!"

Michel nahm das Geld ohne zu danken; er lichtete nicht einmal den schmutzigen Hut und als der Baron mit seinem Bruder sich entfernte, schaute er ihm mit einem Blick voll grimmigen Hasses nach.

III.

Das Schloß Kabelwitz liegt inmitten der großen, sich meilenweit erstreckenden Sortauer Heide; nur einige hundert Morgen sandiger Acker gehören zu dem Rittergut Kabelwitz, dafür aber gegen 3000 Morgen meist trefflich bestandener Kiefernwald.

Das Schloß ist ein großes, unschönes Gebäude. Sein Erbauer, Oberst Friedrich von Streit, der Großvater des Majors von Streit, hatte den Aufenthalt in Kabelwitz nie so angenehm gefunden, daß er daran gedacht hätte, hier seinen bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen. Er lebte in der Residenz am Hofe und nur im Herbst, beim Beginn der Jagdzeit und hier und da im Winter kam er auf sein Besitzthum, dessen Verwaltung er einem Inspector überließ. Er hatte daher, da das alte Schloß schon eine halbe Ruine war, deren Ausbau sehr kostspielig gewesen wäre, ein einfaches Jagdhaus errichten lassen, in welchem einige Zimmer ihm vorbehalten blieben, während die übrigen dem Inspector zur Wohnung dienten. Er hatte zum Bauplatz einen luftigen Hügel erwählt, so daß man aus den Fenstern des neuen Hauses weithin die ganze Gegend überblicken konnte, während das alte Schloß, welches er völlig verfallen ließ, tief im Grunde, umgeben von dem Schloßgarten, stand. — Die alten Wirthschaftsgebäude, welche ohnehin baufällig waren, wurden abgerissen und neue bei dem Gartenhause erbaut, auf welches fortan der Name Schloß Kabelwitz überging.

Als der Oberst von Streit plötzlich den Abschied erhielt — aus welcher Veranlassung ist nicht bekannt geworden — zog er sich mißmuthig vom Hofe zurück und schlug nun in Kabelwitz seinen bleibenden Wohnsitz auf. Das Jagdhaus wurde durch zwei angebaute lange Flügel vergrößert und für den Inspector ein neues Wohnhaus errichtet. An Schönheit gewann das Schloß Kabelwitz dadurch nicht, wohl aber an Bequemlichkeit und darauf allein kam es dem Obersten an. Ihm war es gleichgiltig, daß das alte Schloß, ein prächtiger alter Bau, völlig zur Ruine wurde, daß der Schloßgarten verwilderte und bald ein fast undurchdringliches Dickicht um das zerfallende Gemäuer bildete.

Nach dem Tode des Obersten blieb Schloß Kabelwitz viele Jahre ganz unbewohnt; der einzige Sohn des Obersten dachte mit Schaudern zurück an die traurige Jugend, welche er dort verlebt hatte. Nicht einmal der Reiz der Jagd konnte ihn nach Kabelwitz ziehen, denn er war kein Jäger. Nur für die Freuden der Residenz hatte er Sinn und auch

als er, früher noch als sein Vater, den Abschied erhielt — er brachte es in der militärischen Laufbahn nur bis zum Hauptmann — blieb er doch in der Stadt. Hier verschleuderte er die reichen Einnahmen, welche seine Güter ihm brachten, in wüsten Gelagen; er würde das ganze väterliche Vermögen vergeudet haben, wenn ihn daran nicht die Majoratsgesetze gehindert hätten. Als er hochbetagt starb, hinterließ er seinem einzigen Sohne, dem Major Fritz von Streit nichts, als die Majoratsgüter, die er nicht hatte verkaufen können, die aber so schlecht bewirthschaftet worden waren, daß sie fast keinen Ertrag mehr lieferten.

Der Major Fritz von Streit war, als er das Majoratserbe antrat, ein Mann in den besten Jahren. Eine glänzende militärische Laufbahn stand ihm in sicherer Aussicht, denn er hatte sich in den Befreiungskriegen als junger Offizier ausgezeichnet und war deshalb schnell befördert worden. Obgleich mit Leib und Seele Soldat, sah er sich doch nach dem Tode des Vaters gezwungen, den Abschied zu nehmen, um den Anforderungen, welche zu erfüllen er sich verpflichtet fühlte, genügen zn können.

Sein Vater hatte eine gewaltige Schuldenlast hinterlassen, eine gesetzliche Pflicht diese zu übernehmen, lag allerdings für den Majoratserben nicht vor, wohl aber glaubte der Major es dem Andenken seines Vaters und der Ehre seines Namens schuldig zu sein, daß er die zahlreichen persönlichen Gläubiger des Verstorbenen befriedige; um dies aber zu können, mußte er für lange Zeit verzichten auf jeden Lebensgenuß, er konnte in der Residenz nicht mehr seinem Stande gemäß leben, er mußte seine ganze Thätigkeit einer besseren Bewirthschaftung der tief vernachläßigten Güter widmen. Es bedurfte vielfacher angestrengter Arbeit und harter Entbehrungen, um die Ehre des Namens Streit in voller Reinheit zu erhalten.

Ohne zu zögern brachte der Major das schwere Opfer. Er nahm seinem Abschied und zog nach Kabelwitz; den betrügerischen Inspector, der die Leichtfertigkeit seines Vaters schmählich ausgebeutet hatte, jagte er fort; er übernahm selbst die Bewirthschaftung seiner Güter und in überraschend kurzer Zeit gelang es ihm durch Fleiß, Sparsamkeit und in-

telligente Verwaltung seiner Ländereien und Forsten die väterlichen Schulden zu tilgen; dies glückliche Resultat seiner Mühen hatte er vorzugsweise seinem Schwager, dem Geheimrath Stern, der ihm mit Rath und That zur Seite stand, zu danken; er zollte dafür diesem, den er früher als einen bürgerlichen Eindringling in seine altadelige Familie gehaßt hatte, eine tiefe Dankbarkeit, die er nach dem Tode seines Schwagers auf dessen einzigen Sohn, den Doctor Fritz Stern, übertrug.

Der Major war im Laufe der Jahre ein reicher, sogar ein sehr reicher Mann geworden. Gewöhnt an strenge Sparsamkeit hatte er auch nach der völligen Abbezahlung der väterlichen Schulden seine jährlich mit reißender Schnelligkeit wachsenden Einkünfte niemals verbraucht, sondern Kapital zu Kapital geschlagen; er war keineswegs geizig; aber seine Bedürfnisse waren gering und so vergrößerte sich sein Vermögen von Tag zu Tag; glücklich aber war er nicht! Sein größter Wunsch, der, seine Güter einem Sohn hinterlassen zu können, war ihm unerfüllt geblieben, er war der letzte seines Stammes, mit ihm sollte das altadelige berühmte Geschlecht derer von Streit aussterben, die Majoratsgüter, da kein Lehnsvetter lebte, verfallen! — Dieser Gedanke verbitterte ihm das Leben und erst, als er bei einem Besuch in der Residenz vom Könige, bei dem er seiner frühern Verdienste und seiner patriotischen Gesinnung wegen in hoher Gnade stand, — das Versprechen erhalten hatte, — das Streit'sche Majorat solle, wenn Fräulein Elwine von Streit sich mit einem Edelmann aus untadelhafter Familie vermähle und dieser einwillige, den Namen Streit dem seinigen hinzuzufügen, von der Krone nicht beansprucht, sondern dem Gemahl Elwinens übertragen werden, — erst da schaute er wieder mit neuer Hoffnung in das Leben.

Daß Elwine vielleicht einst seine Pläne vereiteln, daß sie es jemals wagen könne, seinem Willen zu widerstreben, daran dachte der Major nicht und er wurde daher sehr unsanft aus seinen Zukunftsträumen erweckt, als das junge Mädchen bei der Werbung Heinrichs von Nordheim mit großer Bestimmtheit erklärte, sie werde zwar dem väterlichen

Befehl gehorchen, aber dieser, der sie für das ganze Leben unglücklich mache, werde sie ebensowohl von dem Vater, als von dem aufgedrungenen Gatten trennen.

Der Major liebte seine schöne Tochter von ganzem Herzen; er hatte sie erzogen als ein ächtes Soldatenkind, sie war sein Stolz und seine Freude; damals aber trat doch eine schwer zu überwindende Entzweiung zwischen Vater und Tochter ein. — Der alte Soldat konnte es gar nicht begreifen, daß ein junges Mädchen einen eigenen Willen haben wollte; hatte doch Elwine bisher alle seine Befehle mit freudigem Gehorsam erfüllt und jetzt plötzlich wagte sie, ihm zu widerstreben gerade in dem Augenblicke, wo sie seinen liebsten langjährigen Wunsch erfüllen sollte! Wie er selbst nicht gezögert hatte, sein Lebensglück dem Gebote der Pflicht zu opfern, so meinte er, dürfe auch Elwine nicht zögern, dasselbe zu thun. Ihre Weigerung, den schönen, reichen Freiherrn Heinrich von Nordenheim, mit dem sie so gern auf die Jagd ritt, mit dem sie so vertraulich scherzte und den sie, wie sie selbst sagte, wie einen Bruder liebte, — ihre Hand zu geben, war ihm durchaus unverständlich, — er hielt Elwinen's Widerstreben für eine thörichte Mädchenlaune, die gebrochen werden müsse, und er würde keinen Anstand genommen haben, sich Gehorsam zu erzwingen, wenn ihm nicht Heinrich von Nordenheim durch die Erklärung, — er werde einen Zwang nicht dulden, und trete von seiner Werbung zurück, — zuvorgekommen wäre.

Durch die Entsagung Heinrichs wurde der Friede im Hause des Majors wieder hergestellt; dieser erklärte seiner Tochter, sie solle für dieses Mal ihren Willen haben, ein zweites Mal aber werde er keine Weigerung dulden, dies versichere er auf sein Ehrenwort. — Einer Mädchenlaune wegen solle nicht das Streit'sche Majorat dem alten Stamm entfremdet werden, — wenn auch in weiblicher Linie solle es doch in dem Geschlechte forterben. Sobald ein ebenbürtiger Freier um Elwinens Hand werbe, werde er ohne weitere Rücksicht auf eine etwaige thörichte Weigerung eines albernen Mädchens die Vaterpflicht erfüllen, welche ihm obliege und einen Widerspruch nicht dulden. — Er habe nicht viele Jahre lang mit rastlosem Eifer gearbeitet und die Ma-

joratsgüter zur höchsten Blüthe gebracht, um sie schließlich dem Streit'schen Geschlechte entfremdet zu sehen, während es doch in Elwinens Macht liege, sie sich und ihren einstigen Kindern zu erhalten.

Elwine, welche von frühster Kindheit an daran gewöhnt war, den Befehlen des Vaters zu gehorchen, hatte auf diese Drohung kein Wort erwidert; — sie wußte, daß sie durch Widerspruch nur den Zorn des alten, die strengste Subordination fordernden Soldaten erregen würde, ohne seinen Willen zu beugen. — So muthig und entschieden sie sonst war, dem Vater gegenüber wagte sie keinen Widerstand, seinem Willen fügte sie sich; — aber mit der geheimen Hoffnung, daß es ihr gelingen werde, jede ihr unangenehme Bewerbung um ihre Hand durch ihr Benehmen gegen die etwaigen Bewerber zurückzuweisen, ehe noch der Vater Gelegenheit zu einem Machtspruch erhalte.

Vergeblich änderte der Major seine frühere Lebensweise, vergeblich machte er mit seiner Tochter Besuche auf den benachbarten Rittergütern, vergeblich öffnete er sein Haus den Offizieren der nicht fernen Residenz, — vergeblich verlebte er selbst mit Elwinen einen Winter in der Hauptstadt, — kein Bewerber nahte sich, — dafür sorgte Elwine.

Zwar kamen, angezogen von dem Rufe der Schönheit und des Reichthums des Fräuleins von Streit, viele junge Herren aus der Residenz nach dem gastlichen Schloß Kabelwitz, keiner aber wagte es, der stolzen, unnahbaren Schönheit ein Liebeswort zuzuflüstern. — Elwine zeigte sich so kalt und rücksichtslos abstoßend, daß sie von jeder Bewerbung verschont blieb. — „Die reizende Amazone von Kabelwitz besitze alle Vorzüge des Körpers und des Geistes, nur ein Herz habe die schöne Männerfeindin nicht!" so pflegten die Offiziere der Residenz und die jungen Edelleute der Provinz sich zu erzählen; versuchte es wohl noch hier und da einer von ihnen, im Vertrauen auf die eigene unwiderstehliche Liebenswürdigkeit, sich der Amazone zu nahen, so stand er doch immer bald von dem Versuche ab, dies steinerne Herz zu erweichen.

Nur Einer ließ sich durch Elwinens fast beleidigende Kälte und Schroffheit nicht zurückweisen, der Graf Sarentin.

— Er war im letzten Winter auf einem Ball in der Residenz dem Major und seiner Tochter vorgestellt worden. — Der Major, der den Oheim des Grafen kannte und wußte, daß dieser das Majorat erben würde, zeigte sich gegen den jungen Mann sehr freundlich, er lud ihn zum Besuch nach Schloß Kabelwitz ein, und als Sarentin dieser Einladung folgte, wurde er von dem alten Soldaten mit der herzlichsten Gastfreiheit empfangen. Der Graf war seitdem ein vom Major stets gern gesehener, von Elwinen verabscheuter häufiger Gast im Schloß.

Schon in der Residenz hatte er es versucht, sich der schönen Amazone zu nähern; er war herb und beleidigend zurückgewiesen worden, dies hielt ihn aber nicht ab, nach Schloß Kabelwitz zu kommen und seine Besuche zu wiederholen, obgleich ihm Elwine mit rücksichtsloser Offenheit zeigte, daß sie ihn verabscheue.

Sarentin hatte von dem Major in einem vertraulichen Gespräch erfahren, daß dieser sehnlichst wünsche, seine Tochter mit einem Edelmann aus alter untadelhafter Familie zu vermählen und daß in diesem Falle das Streit'sche Majorat auf Elwinens Gatten übertragen werden würde; der Major hatte sich sogar offen dahin ausgesprochen, daß er entschlossen sei, Elwinens Männerfeindschaft zu brechen, und daß er, wenn ein geeigneter Bewerber um ihre Hand auftrete, seine ganze väterliche Autorität aufbieten werde.

Nach dieser Mittheilung hatte der Graf sich noch eifriger, als vorher um Elwinens Gunst beworben, aber mit dem traurigsten Erfolg. Vergeblich begleitete er die schöne Amazone auf ihren wilden Spazierritten, er erntete dafür nur herben Spott, als er einst sein widerspenstiges Pferd nicht zwingen konnte, über einen breiten Graben zu setzen; er wurde verlacht, wenn er es versuchen wollte, seine Kunst als Pistolenschütze zu zeigen und er mußte sich beschämt gestehen, daß er nicht daran denken könne, in solchen ritterlichen Künsten die reizende Amazone zu besiegen, denn Elwine war ihm in denselben weit überlegen — sie erkannte überhaupt nur einen x) Meister an, der noch kühner ritt als sie, der noch sicherer schoß, ihren Vetter, den jungen Doctor Stern.

Der Graf war ein feiner Menschenkenner; als er das

x) Gegen Wally!

erste Mal den Doctor Stern in Gesellschaft Elwinens gesehen hatte, war er nicht mehr in Zweifel über die Ursache, aus der die Männerfeindschaft der schönen Amazone stamme. Er beobachtete mit scharfen, argwöhnischen Blicken die beiden Verwandten, er sah, wie Elwinens schwarzes Auge hell aufleuchtete, als Fritz Stern ihr nahte und sie liebevoll begrüßte; Elwine liebte ihren schönen Vetter, dies erkannte der Graf; aber darüber, ob diese Liebe erwidert werde, konnte er nicht ins Klare kommen.

Dieser Doctor war ihm ein unlösbares Räthsel. Daß Fritz Stern ein unübertroffener Meister in allen ritterlichen Künsten sei, davon hatte sich der Graf auf einem Jagdritt und auf dem Pistolenschießstand überzeugt, um so wunderbarer erschien es ihm, als er von dem Major die größte Lobeserhebung über die frühzeitige Gelehrsamkeit seines Neffen hörte, als jener mit freudigem Stolz ihm die überaus anerkennende Recension einer weitverbreiteten Zeitung über eine medicinische Schrift des jungen Gelehrten zeigte. Der Oheim vergötterte, Elwine liebte den bildschönen, jungen Mann, dieser aber schien davon gar nichts zu ahnen. Gegen den Oheim war er der bescheidene, anspruchslose Neffe, gegen die schöne Cousine der ruhige, freundliche Vetter. Sein klares dunkelblaues Auge blickte nicht feuriger, wenn er Elwinens liebevollen Gruß empfing, wenn sie an seinem Arm hing und mit gespanntester Aufmerksamkeit seinen Worten lauschte. Er blieb stets gleichmäßig ruhig, leidenschaftslos, verständig.

Der Graf, der entschlossen war, sich die Hand der reichen Erbin zu erringen, fühlte gegen Fritz Stern vom ersten Tage, an welchem er ihn beobachtete, einen tiefen Wiederwillen, der sich bald zum glühenden Haß steigerte. Fand er doch überall den jungen Mann störend in seinem Wege, mußte er sich doch eingestehen, daß dieser ihm an körperlicher Schönheit, an Geschicklichkeit und an Geist weit überlegen sei. Graf Sarentin war in der Gesellschaft der Residenz seines geistreichen Witzes wegen berühmt, er versuchte denselben auf Kosten des verhaßten Nebenbuhlers spielen zu lassen, aber er wurde so treffend zurückgeschlagen, daß er es nicht wieder wagte; nur zu vereinzelten bitteren Bemerkungen wurde er mitunter durch seine Abneigung unwillkürlich veranlaßt, aber

auch damit hatte er kein Glück, denn Fritz Stern wies sie, ohne je seine kalte Ruhe zu verlieren, verächtlich zurück. So entwickelte sich sehr zum Nachtheil des Grafen zwischen den beiden jungen Männern ein sehr gespanntes Verhältniß. Beide zeigten offen ihre gegenseitige Abneigung, sie vermieden sich, wo es irgend ging, und wenn sie zusammen kamen, fehlte es niemals an einem Austausch spitzer Worte, bei dem Fritz Stern stets Sieger blieb.

Fanden derartige Streitigkeiten in Gegenwart Elwinens statt, dann zeigte diese bei jeder Niederlage des Grafen offen ihre Freude, sie verspottete unbarmherzig den Bewerber um ihre Hand, oft war sie so scharf und bitter, daß jeder Andere sich beleidigt zurückgezogen haben würde, dies aber lag keineswegs in der Absicht des Grafen, der im Gegentheil dadurch nur veranlaßt wurde, sich an den Major zu wenden und förmlich um Elwinens Hand anzuhalten. Er erhielt, wie er gehofft hatte, das Jawort des Vaters — war er doch der letzte Stammhalter einer der edelsten Familien des Landes, der Erbe eines Majorats und eines nie durch eine Mißheirath befleckten Stammbaumes. Der Major erbot sich sogar, sofort seine Tochter zu rufen, damit die Verlobung proklamirt werde. Das aber wollte der Graf selbst nicht; er verhehlte dem Major nicht, daß es ihm bis jetzt nicht gelungen sei, sich die Liebe Elwinens zu erwerben, weil diese, wie er überzeugt sei, eine andere Liebe und zwar zu ihrem Vetter im Herzen trage.

Der alte Herr lachte bei dieser Mittheilung hell auf. „Wenn Sie keine andere Sorge, als diese haben, lieber Graf,“ sagte er heiter, „dann beruhigen Sie sich. Die Kinder sind zusammen aufgezogen, sie lieben sich gegenseitig wie Geschwister und das sollen sie auch thun ihr Leben lang, denn auch ich liebe den Fritz wie meinen Sohn und er verdient es, er ist ein Prachtjunge!“

„Sie täuschen sich, verehrter Herr Major,“ erwiderte der Graf bedenklich, „von Schwesterliebe spreche ich nicht, sondern — —“

„Eifersucht, thörichte Eifersucht, von der ich nichts wissen will,“ fuhr der Major fort, „auf meinen Fritz lasse ich nichts kommen. — Sehen Sie ihn nur an, wie er dort unten im

Garten mit Elwinen spazieren geht. Sieht er etwa aus wie ein Verliebter? Der denkt nur an seine Bücher, aber nicht an Liebe."

Mit diesem Bescheid mußte der Graf sich zufrieden geben, obgleich er keineswegs von seiner Richtigkeit überzeugt war; er hatte bisher immer noch gehofft, daß es ihm gelingen werde, sich in das Herz des jungen und unerfahrenen Landmädchens einzuschmeicheln, deshalb hatte er nicht gewünscht, daß der Major die Verlobung gegen Elwinens Willen proklamire; bald aber sollte er einsehen, daß für ihn jede Hoffnung verloren sei, die Liebe seiner Braut — als solche sah er Elwinen bereits an — zu gewinnen.

Als er einige Tage nach seiner Unterredung mit dem Major wieder nach Kabelwitz kam, empfing ihn Elwine noch unfreundlicher als gewöhnlich, ja sie benutzte einen Augenblick des ungestörten Zwiegesprächs, um ihm mit dürren Worten zu sagen, daß sie nichts Verächtlicheres kenne, als das Bestreben eines Mannes, die Hand eines Mädchens, welches ihn verabscheue, zu gewinnen.

Der Graf befand sich nach dieser Erklärung in nicht geringer Verlegenheit. Er ersah aus Elwinens Worten ebensowohl, daß der Major seiner Tochter Mittheilung von der Werbung gemacht habe, als daß Elwine sich niemals bewegen lassen werde, freiwillig seine Gattin zu werden. Er mußte entweder auf die Hand der reichen Erbin verzichten, oder den väterlichen Zwang in Anspruch nehmen.

Die Wahl war für ihn nicht schwer. Zwar fühlte er sich tief gedemüthigt durch den Gedanken, daß es ihm, dem eleganten, geistreichen, liebenswürdigen Mann, nicht gelungen sei und nie gelingen werde, sich Elwinens Liebe zu erwerben, daß er ihre Hand nur der väterlichen Gewalt verdanken solle, auch die Aussicht auf die Ehe mit einer Frau, die ihm offen ihren Abscheu zeigte, war nicht verlockend; aber alle diese Bedenken wurden überwunden durch die Nothwendigkeit, in welcher er sich befand, seine völlig zerrütteten Vermögensverhältnisse durch eine reiche Heirath zu ordnen. Es war zwecklos, jetzt noch länger zu warten, er beschloß, bei seinem nächsten Besuch den Major zur Erfüllung seines gegebenen Wortes aufzufordern.

Mit diesem Entschluß verließ er Kabelwitz und mit demselben kehrte er an jenem Nachmittage, an welchem er sich so unliebsam von dem Baron von Nordenheim verabschiedet hatte, nach dem Schloß zurück.

IV.

„Es freut mich, Graf, daß Sie Ihre thörichte Eifersucht aufgegeben haben,“ sagte der Major, schmunzelnd sich die Hände reibend, nach einer langen Unterredung mit dem Grafen. „Daß meine Elwine Sie nicht liebt, ist wahr, sie hat es mir selbst gesagt; aber eine andere Liebe hat sie nicht. Das Wettermädchen ist nun einmal eine Männerfeindin, sie möchte am liebsten eine alte Jungfer bleiben, die Mucken aber wollen wir ihr schon austreiben. Ist sie nur erst Ihre Frau, dann ist es Ihre Sache, den Wildfang zu bändigen. Die Liebe kommt mit den Kindern, so pflegte mein alter Oberst zu sagen, der auch eine Frau, die ihn nicht liebte, geheirathet hatte und sehr glücklich mit ihr lebte. Auf Mädchengrillen und Romangewäsch von Liebesglück u. s. w. giebt ein kluger Mann nichts. Elwine wird Ihre Frau, dabei bleibt es und heute Abend noch feiern wir Ihre Verlobung. Ich werde meine Tochter rufen lassen und es ihr in Ihrer Gegenwart ankündigen!“

„Nein, Herr Major, ich bitte dringend, dies nicht zu thun,“ erwiderte der Graf, der keineswegs geneigt war, ein Zeuge der sicherlich stürmischen Unterredung zwischen Vater und Tochter zu sein. „Ihr Versprechen, heute Abend noch meine Verlobung mit Ihrer liebenswürdigen Tochter zu feiern, nehme ich an. Ich hoffe wie Sie, daß es meiner aufrichtigen Liebe gelingen wird, die unerklärliche und unnatürliche Abneigung zu besiegen, welche Fräulein Elwine heute noch gegen mich fühlt. Hegte ich diese Ueberzeugung nicht, dann würde ich mit dem tiefsten Schmerz dem Glück, welches ich erhofft hatte, entsagen; aber ich weiß, daß mein ernstes Bestreben, ein unbegründetes Vorurtheil zu bekämpfen, von Erfolg sein wird. Sehr erschwert würde mir indessen meine Absicht werden, wenn ich alle die bitteren Worte hören müßte, welche, wie ich leider

überzeugt bin, Fräulein Elwine gegen mich gebrauchen wird, sobald sie erfährt, daß ich ernstlich um ihre Hand geworben habe und daß ich entschlossen bin, diese Hand ohne ihre Liebe anzunehmen."

„Firlefanz! Leeres Weibergeklatsch, auf welches Sie nicht achten dürfen, Elwine kennt ihre Pflicht, sie wird mir gehorchen!"

„Ich hoffe es, Herr Major; aber ich bitte Sie, ersparen Sie mir die Qual, ein Zeuge der ersten Unterredung mit Ihrer Tochter zu sein. Ich werde mir von Ihrem Jäger eine Büchse geben lassen und einen Spaziergang in den Wald machen, nach einigen Stunden zurückkehren und dann mein Recht, Ihre Tochter als Bräutigam, Sie als meinen verehrten Schwiegervater zu begrüßen, in Anspruch nehmen."

„Meinetwegen. Ich kann Ihnen versichern, mein Gemüth ist nicht so zart besaitet; ich fürchte ein ordentliches Donnerwetter nicht; aber die heutige Jugend ist einmal anders, als wir alten Knasterbärte, und so mögen Sie denn Ihren Willen haben. Nützen wird es Ihnen freilich nicht viel, denn darauf, daß Ihnen Elwine ganz derb und deutlich ihre Ansicht sagen wird, müssen Sie gefaßt sein. Das Wettermädchen nimmt kein Blatt vor den Mund. Alles kann man einem Weibe verbieten, aber das Sprechen nicht."

„Ich bin darauf gefaßt. Nur den ersten Sturm will ich vorüber gehen lassen. Erlauben Sie mir, daß ich mich für ein Paar Stunden verabschiede."

„Thun Sie, was Sie nicht lassen können. Wenn Sie zurückkehren, erwartet Sie Ihre Braut; keine besonders zärtliche, aber dafür will ich sorgen, eine gehorsame Braut!"

Der Graf sprach einige Worte des Dankes, dann entfernte er sich, nachdem er mit dem Major einen herzlichen Händedruck ausgetauscht hatte.

Der alte Herr ging einige Minuten tief sinnend in dem geräumigen Zimmer auf und nieder. Ganz so leicht war ihm nicht um das Herz, als er den künftigen Schwiegersohn hatte glauben machen wollen; er fühlte selbst eine gewisse Scheu vor der Unterredung mit seiner Tochter. Er erinnerte sich der schweren Stunden, welche er vor zwei Jahren verlebt hatte, als er Elwinen ankündigte, sie müsse die Gattin Hein-

richs von Nordenheim werden; er sah sie noch vor sich stehen, wie sie ihn flehend anblickte mit ihren großen, dunkeln, thränenvollen Augen, er hörte ihre Bitte wieder, er erinnerte sich, daß ihm damals für lange Zeit das Herz seines Kindes entfremdet worden war. Und damals sollte Heinrich von Nordenheim, der Vetter, den sie schwesterlich liebte, heut der Graf, den sie verabscheute, ihr als Gatte durch den väterlichen Befehl aufgedrängt werden!

Mußte es denn aber geschehen? War es denn wirklich nothwendig, von neuem die kaum verharschte Wunde wieder aufzureißen, neue Familienstürme heraufzubeschwören?

Der Major wurde fast wieder wankend in seinem Entschluß. Aber nein, es mußte sein, er hatte sein Wort gegeben, nicht in leichtfertiger Unbesonnenheit, sondern nach reiflicher Ueberlegung. Zwar hatte er den Grafen verlacht, als dieser ihm erklärte, Elwine liebe ihren Vetter, den Doktor Stern, aber das Lachen war ein erzwungenes gewesen. Hatte er doch selbst schon seit längerer Zeit einen ähnlichen Verdacht gehegt. Auch ihm war es nicht entgangen, daß die Zärlichkeit, welche Elwine für den Vetter zeigte, kaum eine schwesterliche war.

„Es muß sein!" dachte der Major. „Ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen! Wäre der herrliche Junge von Adel, mit welcher Freude wollte ich ihn als Schwiegersohn begrüßen, so aber ist's ja unmöglich, ganz unmöglich. Zum Glück denkt er selbst nicht an solchen Unsinn und Elwinen's kindischer Liebe muß Einhalt gethan werden, ehe es zu spät wird. Ist sie erst Gräfin Sarentin-Streit, dann wird sie bald von der thörichten Mädchenliebe kurirt sein. Keine Bedenken weiter, es muß geschehen! Wer weiß, wie lange ich noch lebe. Ich fühle mich jetzt oft so krank und schwach! Sterbe ich, ehe Elwire verheirathet ist, dann ist das Majorat verloren. Es hilft nichts, mag sie weinen und flehen, die Pflicht gebietet, es muß geschehen!„

Der Major zögerte nicht länger, er ging nach dem Zimmer seiner Tochter, um seinen Entschluß zur Ausführung zu bringen, so schwer ihm dies auch werden mochte.

Elwine saß an dem geöffneten Fenster, sie schaute gedankenvoll hinaus in die Landschaft; aber ihre Blicke haf-

teten nicht auf dem einfach lieblichen Bilde, ihre Gedanken flogen über den Wald fort nach dem Schloß Nordenheim. Sie hatte den Grafen Sarentin beobachtet, wie er auf dem von Nordenheim her durch die Sortauer Heide führenden Wege nach Kabelwitz gekommen war. Wohl zwei Stunden war er bei dem Vater geblieben, dann hatte er das Schloß, ohne sie zu begrüßen, wieder verlassen, durch den Schloßgarten, bei der Ruine vorüber, war er nach dem Wald gewandert und in demselben verschwunden. Was war in den zwei Stunden dort in des Vaters Zimmer gesprochen worden? Elwine ahnte es! Ihr Herz empörte sich bei dem Gedanken, daß der Graf trotz ihrer ihm so offen ausgesprochenen Abneigung dennoch seinem Vorsatz treu bleibe, daß ihr Vater das früher gegebene Wort erfüllen, sie zu der verhaßten Ehe zwingen werde.

Aber mußte sie denn gehorchen? Gab es irgend eine weltliche Macht, welche sie zwingen konnte, eine verabscheute Ehe einzugehen? Konnte sie nicht nein sagen, nein und immer wieder nein! selbst vor dem Altare noch? Weshalb mußte sie gerade in diesem Augenblick an Fritz Stern denken? Er war ja ihr treuster, ihr einziger Freund, der ihr stets rathend zur Seite gestanden hatte. Wenn er nur jetzt bei ihr wäre, daß sie ihn um Rath fragen könnte. Ihn? Nein, nun und nimmermehr, ihn am wenigsten von allen Menschen! Alles konnte sie ihm vertrauen, sie hatte kein Geheimniß vor ihm, aber — —

Sie hörte auf dem Gange die nahenden Schritte des Vaters, der Augenblick, in welchem sich das Schicksal ihres Lebens entscheiden sollte, nahte, sie wußte es. Jetzt galt es Muth zu fassen, um den unvermeidlichen Kampf zu bestehen. Sie stand auf, ihre feine Hand umklammerte krampfhaft die Lehne des Sessels; mit hocherhobenem Haupte, mit glühendem Auge erwartete sie den Vater.

Der Major trat in das Zimmer; als er seine Tochter sich so kampfbereit gegenüber sah, konnte er nicht in Zweifel sein, daß sie ahne, was er ihr mitzutheilen habe. Dies war ihm um so lieber, wurde ihm doch eine lästige Einleitung erspart.

„Du weißt, weshalb ich zu Dir komme, Elwine,“ sagte

er, sich auf den Sessel in der Fensternische niederlassend. „Ich will Dir deshalb nur mit kurzen Worten sagen, daß Graf Sarentin mich soeben verlassen hat. Ich habe Dir neulich schon angedeutet, daß er um Deine Hand geworben habe, heut hat er seinen Antrag wiederholt und mein Jawort erhalten. Heut Abend wird die Verlobung gefeiert werden, nicht durch eine große Gesellschaft, sondern im engsten Kreise der Familie; ich werde einen Boten nach Nordenheim schicken und Deine beiden Vettern einladen lassen, zu uns herüberzukommen.“

Elwine hörte die Mittheilung ihres Vaters, die sie ja erwartet hatte, ohne sie zu unterbrechen, an. Ihr schönes Angesicht blieb unbewegt, mit unerschütterter Ruhe die in ihrem Innern gährende Erregung kraftvoll unterdrückend, erwiderte sie:

„Ich wußte, daß es so kommen würde, ich habe die Unterredung, welche wir vor acht Tagen hatten, nicht vergessen, Du aber scheinst sie vergessen zu haben, Vater!“

„Was soll das heißen?“ fragte der Major zornig.

„Ich habe Dir, als Du mir die Absicht des Grafen in so deutlichen Worten, daß ich sie nicht mißverstehen konnte, mittheiltest, nicht verhehlt, daß ich diesen Menschen verabscheue, daß er mir im Grunde der Seele zuwider ist.“

„Ich habe dies nicht vergessen.“

„Und dennoch hast Du dem Grafen Dein Jawort gegeben? Und dennoch glaubst Du, daß ich auch das meinige geben werde?“

„Willst Du etwa es wagen, meinem Befehle zu trotzen? — Der Graf hat mein Wort, dies muß Dir genug sein. — Heut Abend ist Deine Verlobung, dabei bleibt es!“

„Dabei bleibt es!“ Dies war das Lieblingswort des Majors; wenn er es ausgesprochen hatte, duldete er keinen weitern Widerspruch, am wenigsten von seiner Tochter, die es auch bisher nie gewagt hatte, dem väterlichen Willen zu widerstehen. Er erhob sich, um die lästige Unterredung kurz abzubrechen. Hatte er doch Alles, was noth that, gesagt; freudigen Gehorsam verlangte er nicht, aber unbedingten Gehorsam, diesen hatte ihm seine Tochter bisher stets geleistet und er war daher auf's Höchste überrascht, als Elwine,

ihre kleine Hand auf seinen Arm legend, ihm mit unveränderter Ruhe erwiderte:

„Bleib, Vater, wir sind noch nicht zu Ende. Dein Wort hat der Graf, das meinige nicht. Die Verlobung wird heut Abend nicht stattfinden, denn ich werde dem Grafen erklären, daß ich ihn aus tiefster Seele hasse und verachte, daß ich niemals sein Weib werden kann, daß ich, wenn Ihr mich mit Gewalt vor den Altar schleppt, dort noch Nein sagen werde!"

„Du kündigst mir den Gehorsam, ungerathene Dirne?" schrie der Major in wildem Zorn aufbrausend. „Glaubst Du, ich werde wieder Deinem thörichten Eigensinn nachgeben, wie damals, als Du Dich geweigert hast, Heinrich von Nordenheim Deine Hand zu reichen? Ich habe Dir damals mein Ehrenwort verpfändet, daß ich einen zweiten derartigen Ungehorsam brechen werde und ich halte dies Wort! Was hast Du gegen den Grafen? Ist er nicht schön, ein liebenswürdiger Kavalier? Gehört er nicht dem ältesten und edelsten Geschlecht unseres Landes an?

„Schön, liebenswürdig und ein Edelmann mag er sein," erwiderte Elwine fest; „aber ein edler Mann ist er nicht, da er weiß, daß ich ihn verabscheue und da er dennoch nicht zurücktritt von seiner verhaßten Bewerbung!"

„Alberner Einwand! Romanredensarten! Bist Du erst die Gräfin Sarentin-Streit, dann wirst Du solche aus Deinen Büchern geschöpfte Ideen vergessen."

„Niemals!"

„Du wirst es und meine Pflicht als Dein Vater und als der letzte Stammhalter unseres edlen Geschlechtes ist es, Dich zu Deinem eigenen Wohl zu zwingen, da Du es thörichter Weise nicht erkennst. Ob Du den Grafen liebst oder nicht, ist gleichgültig. Die Liebesehen werden stets die unglücklichsten. Gemeinsamkeit der Interessen und gemeinschaftliche Erfüllung der Pflichten begründen allein das wahre Glück einer Ehe. Menschen ohne Namen, Bürgerliche, die keine Verpflichtung zur Aufrechterhaltung ihrer Stammesehre haben, mögen bei der Eingehung eines Ehebandes nur ihr Herz zu Rathe zu ziehen, Dir aber, der Tochter eines altadeligen Geschlechts, liegt eine höhere Pflicht ob. Du

hast den alten Namen Streit, der sonst mit meinem Tode erlöschen würde, zu erhalten und unsere Familiengüter vor dem Lehnsverfall zu bewahren. Wo die Pflicht ruft, darf das Gefühl nicht mitsprechen. Du hast zu wählen zwischen Gehorsam oder meinem Fluch! Die entartete Tochter eines edlen Geschlechts, welche ihre Pflichten vergißt, darf mein Kind nicht mehr sein. Bis heut Abend gebe ich Dir Zeit zur Besinnung, dann magst Du Dich entscheiden, ob Du die Gräfin Sarentin-Streit, oder eine namenlose, mit dem Fluch des Vaters belastete Ausgestoßene sein willst!"

Der Major stieß nach diesen Worten Elwinens Hand, welche noch immer auf seinem Arm ruhte, barsch zurück; ohne eine Antwort zu erwarten, verließ er seine Tochter.

Elwine hatte mit dem Aufgebot ihrer ganzen Willenskraft bis zu diesem Augenblick ihre Ruhe bewahrt, als jetzt aber der Vater sie ohne ein tröstendes, gütiges Wort verließ, brach sie zusammen. Sie sank in den Sessel; das müde Haupt auf den Arm gelegt, weinte sie bittere Thränen. Ihre Gedanken irrten durcheinander. Heut Abend sollte sie sich entscheiden! Wie aber auch ihr Entschluß ausfallen mochte, immer mußte er ihr Lebensglück für immer vernichten! Verflucht, verstoßen von dem Vater, den sie trotz seiner rauhen Schroffheit so zärtlich liebte, oder die Gattin des verabscheuten Mannes! Die Wahl war fürchterlich, sie konnte nicht zur Entscheidung kommen!

Lange, lange Zeit saß sie halb wachend, halb träumend, nur dessen sich bewußt, daß sie namenlos unglücklich sei, da fühlte sie, daß eine Hand leicht ihre Schulter berührte und von einer lieben Stimme gesprochen, hörte sie die Worte: „Elwine, meine liebe, liebe Elwine! Was ist Dir geschehen?"

Sie schaute auf. Fritz Stern war, ohne von ihr gehört zu werden, ins Zimmer und zu ihr getreten, er beugte sich theilnehmend zu ihr herab, sie blickte in sein schönes treues Auge! Was sie bisher selbst nicht geahnt hatte, jetzt plötzlich wurde es ihr klar, — um seinetwillen bebte sie zurück vor der Liebe jedes andern Mannes, er war der Abgott ihrer Seele, ihn liebte sie mit glühender Leidenschaft! Als er so liebevoll sich zu ihr beugte, da konnte sie nicht anders, sie mußte dem Drange ihres Herzens folgen! Sie

umfaßte seinen Hals und indem sie den Geliebten zu sich zog, küßte sie ihn, dann aber vor sich selbst erschreckend, sich ihrer wilden Leidenschaftlichkeit schämend, verbarg sie das in dunkler Röthe erglühende Angesicht an seiner Brust.

Fritz Stern wurde durch diese ungewohnte Begrüßung tief erschreckt. So hatte er seine liebe Elwine noch nie gesehen. Wohl zeigte sie sich stets schwesterlich zärtlich gegen ihn und es war nicht der erste Kuß, den er von ihr erhielt; aber niemals war sie so erregt gewesen, nie hatten ihre Lippen so glühend auf den seinigen gebrannt. Elwine, die schöne Amazone, hatte durch ihre männliche Erziehung sich eine fast unweibliche Ruhe und Selbstbeherrschung angeeignet, seit ihren Kinderjahren hatte er sie niemals weinen sehen, und jetzt lag sie schluchzend, kaum ihrer Sinne mächtig, an seiner Brust.

Er hob ihren Kopf in die Höhe, aber sie wagte ihm nicht ins Auge zu schauen; er bat sie gütig und liebevoll, ihm zu vertrauen, ihm die Ursache ihres Kummers mitzutheilen. Lange Zeit erhielt er keine Antwort, endlich aber vermochte sie sich zu fassen. Sie entwand sich seinem Arm, er versuchte nicht, es zu verhindern, nur als sie sich erhob, um ihren Lieblingsplatz in der Fensternische wieder einzunehmen, ergriff er ihre Hand und bat sie noch einmal recht eindringend und freundlich, daß sie ihm vertrauen möge, er sei ja ihr ältester, treuester Freund, ihr Bruder, vor dem sie bisher nie eine Freude oder einen Kummer geheim gehalten habe.

Elwine kämpfte einen schweren Kampf mit sich selbst. Ihr Herz drängte sie, dem Geliebten Alles zu sagen und dennoch fühlte sie eine mädchenhafte Scheu, es zu thun. Sie wußte ja jetzt, daß sie ihn liebte, aber sie durfte es ihm nicht sagen, nicht zeigen! War sie doch in der überwältigenden Aufwallung des Augenblicks ohnehin schon zu weit gegangen, denn er — das fühlte sie mit tiefer Bitterkeit — er hegte für sie nur die zärtliche Liebe eines Bruders. Wie sie selbst einst Heinrich von Nordenheim recht herzlich lieb gehabt hatte und doch scheu zurückgebebt war vor einer Ehe mit ihm, so fühlte jetzt Fritz für sie; er war ihr theurer Bruder, mehr wollte und konnte er ihr nicht sein. Aber

gerade deshalb durfte sie ihm vertrauen, gerade deshalb war er befähigt, ihr mit seinem brüderlichen Rath zur Seite zu stehen. Hätte er sie geliebt, wie sie ihn liebte, dann wäre es ihr unmöglich gewesen, ihm das Leid ihres Herzens zu klagen, jetzt konnte sie es thun. Sie erzählte ihm, oft von Schluchzen unterbrochen, aber nach und nach sich völlig fassend und in seiner milden Ruhe die ihrige wiederfindend, das ganze traurige Gespräch, welches sie mit ihrem Vater geführt hatte. Jedes Wort hatte sich unverlöschlich ihrem Gedächtniß eingeprägt, sie konnte ihm den treusten Bericht erstatten.

Fritz Stern hörte mit ernster Aufmerksamkeit Elwinens Erzählung an; er unterbrach sie nicht und auch, als sie geendet, blieb er noch in tiefes Sinnen versunken. „Es ist gekommen, wie ich es geahnt habe", sagte er traurig. „Du stehst vor einer schweren Entscheidung, meine arme Elwine, und Du wirst Deines ganzen Muthes, Deiner ganzen Kraft bedürfen, um Dein Schicksal zu ertragen. Dein Vater ist zu tief durchdrungen von dem Gefühl der Pflicht gegen sein edles Geschlecht, als daß er sein Wort zurücknehmen könnte. Wie er sein eigenes Leben der Pflichterfüllung geopfert hat, wird er auch das Deinige dem opfern, was er für das Gebot der Ehre hält. Darauf, daß er seinen Sinn ändere, daß er den Plan aufgebe, für den er Jahre lang gelebt hat, darfst Du nicht hoffen, Du armes Kind, und ebenso wenig darauf, daß der Graf freiwillig zurücktrete. Er ist ein kalt berechnender Egoist, der nicht Dich, sondern Dein Erbtheil begehrt."

„Wie gern ließe ich ihm dies traurige Geld!" rief Elwine trostlos.

„Das ist leider unmöglich. Nur durch Dich kann er in den Besitz Deines Erbes, des Streit'schen Majorats kommen und deshalb wird er Dich nicht lassen, sondern Deine Hand begehren ohne Rücksicht auf Deine Verzweiflung. Aber ich hoffe, er soll dennoch sein tückisches Spiel verlieren. Ich werde Dich noch glücklich sehen, meine theure Elwine, — versöhnt mit Deinem Vater, das liebende, glückliche Weib eines trefflichen Mannes, wenn Du meinem Rath folgen, meine Bitten erhören willst."

Elwine sah befremdet zu ihm auf. Für einen Augenblick erwachte in ihrem Herzen die Hoffnung, er selbst wolle ihr seine Liebe erklären, aber ein Blick in sein schönes, ruhiges Auge sagte ihr, daß sie sich getäuscht habe. Er schaute sie an so mild und gütig, so liebevoll, aber doch so — — — kalt!

„Höre mich an, Elwine," so fuhr er fort. „Verzeih mir, wenn ich Dich vielleicht tief kränke, glaube mir, ich habe dabei nur Dein Glück im Auge. Du weißt, daß Dein Vater es für seine heilige Pflicht hält, den Namen Streit nicht aussterben zu lassen, ihn durch Dich zu vererben auf ein neues, in weiblicher Linie von dem alten Streit'schen stammendes Adelsgeschlecht. Er ist bereit, dieser Pflicht jedes Opfer zu bringen, selbst das des Lebensglückes seiner Tochter. Den Grafen Sarentin liebt er selbst nicht, ja ich weiß es, daß er fast eine gewisse Abneigung gegen ihn fühlt; jeden Schwiegersohn aus einem altadeligen Geschlecht würde er dem Grafen vorziehen und er hat diesem nur sein Jawort gegeben, weil er fürchtet, andere Bewerber um Deine Hand werden sich durch Deine offen an den Tag gelegte Männerfeindschaft zurückschrecken lassen."

„Fritz, ich bitte Dich, quäle mich nicht so grausam!"

„Du mußt mich zu Ende hören, es handelt sich ja um Dein Lebensglück, darum, daß ich Dich diesem Unwürdigen entreiße. Erinnere Dich, Elwine, wie glücklich Dein Vater in dem Gedanken war, Dich mit meinem Bruder Heinrich vereint zu sehen. Du hast seine schönsten Hoffnungen vernichtet; aber noch ist es vielleicht Zeit, wieder gut zu machen, was Du damals gethan. Heinrich liebt Dich noch heut mit glühender Leidenschaft; wenn er oft wild und unstät scheint, wenn er ruhelos nichtigen Vergnügungen nachjagt, so trägst Du die Schuld; die Verzweiflung darüber, daß Du ihn verschmähst, raubt ihm jeden Lebensmuth und jede Lebensfreude. Ein liebevolles Wort von Dir würde ihn zum glücklichsten Menschen machen und nicht nur ihn, auch Deinen theuren Vater, auch mich!"

„Auch Dich, Fritz?" fragte Elwine, indem sie sich abwendete, um ihre von Neuem fließenden Thränen zu verbergen, sie sah es nicht, daß er bei dieser Frage erbleichte,

daß seine Hand krampfhaft sich zusammen ballte, sie bemerkte es nicht, daß er nicht gleich antwortete; aber nur einen Augenblick war er durch die unerwartete Frage verwirrt, dann faßte er sich und so ruhig, wie vorher, sagte er: „Auch mich, Elwine! Kann es wohl für mich ein größeres Glück geben, als das, die beiden Menschen, welche mir die theuersten auf dieser Welt sind, vereint und glücklich zu sehen? — Du liebst Heinrich nicht, — ich weiß es; sein verstörtes Wesen hat Dich oft zurückgestoßen, aber Du kennst sein vortreffliches Herz, Du weißt, daß er kein anderes Streben haben wird, als das, Dich glücklich zu machen. — Du wirst sein guter Engel sein, durch Dich wird er die Schlacken von sich abstreifen, welche heute noch den edlen Kern seines Wesens verhüllen und in seinem Glück, in dem Deines Vaters wirst Du das Deinige finden. Kannst Du schwanken, wo es die Wahl gilt zwischen jenem verächtlichen Grafen, der nur begierig nach Deinem Erbtheil ist, und Heinrich, der Dich mit glühender Leidenschaft liebt und für den Du ja auch die Zuneigung einer Schwester fühlst?"

Sie hatte seinen Worten mit abgewandtem Gesicht gelauscht. Es erfüllte sie mit Bitterkeit, daß er, gerade er sie drängte, sich auf ewig von ihm zu scheiden, und doch war es für sie auch wieder ein beseligendes Gefühl, ihn so besorgt für ihr Glück zu sehen. Sie sah ein, daß er Recht habe, — ihr Verstand sagte es ihr, wenn auch ihr Gefühl sich dagegen sträubte. — Ja, Heinrich liebte sie noch, wie an jenem Tage, an welchem sie ihn vor Jahren zurückgewiesen hatte und noch heute war es sicherlich der Wunsch ihres Vaters, ihn seinen Schwiegersohn zu nennen. Es gab keinen anderen Ausweg! Gegen Heinrich konnte sie offen sein, sie konnte ihm sagen, daß sie keine andere Liebe als die einer Schwester für ihn fühle, daß sie ihm ihre Hand nur reiche, um befreit zu werden von jenem verabscheuten Bewerber, — sie wußte, daß er ihr nicht zürnen werde. — Die Zeit drängte, sie mußte sich entschließen. „Sprich mit dem Vater, Fritz," sagte sie mit leiser, tonloser Stimme. „Jetzt aber laß mich, — ich muß allein sein. — Ich will hinaus in meinen lieben Wald, dort will ich allein mich ausweinen, dort finde ich meine Ruhe wieder!"

Ohne ihn anzuschauen, sie wagte es nicht, — fürchtete sie doch die mühsam errungene Fassung wieder zu verlieren! — eilte sie an ihm vorüber. Er hielt sie nicht auf. Als sie das Zimmer verlassen hatte, preßte er beide Hände gegen die Stirn. Jetzt war er nicht mehr gezwungen, seine künstliche Ruhe aufrecht zu erhalten, jetzt konnte er sich dem Gefühle hingeben, welches ihn fast überwältigt hatte. — Aber nur einen Augenblick überließ er sich dem leidenschaftlichen Schmerz, der ihn erfüllte, dann faßte er sich, — die wildbewegten Züge beruhigten sich, er ließ die Hände von der Stirn sinken, er war wieder er selbst, der ruhige, besonnene, leidenschaftslose Doctor Fritz Stern.

„Sprich mit dem Vater, Fritz! — Das war ihr letztes Wort! —“ sagte er leise. — „Ja ich will zu ihm gehen, ich will das begonnene Werk vollenden. Muß ich verzweifeln, so sollen sie doch glücklich werden, Heinrich und Elwine.“

V.

Der Major ging mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und nieder. Die Unterredung mit seiner Tochter hatte ihn heftig aufgeregt. — Wie wenig er auch geneigt war, Rücksicht auf die Gefühle Elwinen's zu nehmen, die er romanhaft nannte, konnte er sich doch der Ansicht nicht verschließen, daß eine Ehe kaum glücklich zu werden verspreche, die mit solchem Abscheu geschlossen werde.

Er bereute nicht, daß er so hart gegen seine Tochter gewesen, denn er war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er nur eine Pflicht erfüllt habe, aber er fühlte sich schmerzlich bewegt dadurch, daß auch Elwinens Lebensglück, wie einst das seinige, der Ehre seines Geschlechtes zum Opfer gebracht werden müsse.

„Wäre nur der Fritz von gutem Adel!“ so dachte er. — „Daß meine Schwester diesen dummen Streich machen mußte, einen Bürgerlichen zu heirathen! Der Fritz wäre der rechte Mann für das Mädchen, aber der Teufel hat ihn zum Bürgerlichen gemacht und so ist es leider unmöglich! — Sie liebt ihn, das arme Ding, — der Graf hat ganz Recht und es ist Zeit, daß sie unter die Haube kommt. — Hat sie erst ein

Paar Kinder, dann lacht sie wohl selbst über ihre Mädchenliebe. Der Graf wird ihr Mann, dabei bleibt es, es geht nicht anders!"

Mit diesem Schlußsatz, den er sich in der letzten Stunde wohl zwanzig Mal selbst vorgesprochen hatte, wollte er sich beruhigen, aber er mußte doch immer wieder an seine Tochter denken, wie sie im tiefsten Seelenschmerz zusammen gebrochen war, als er sie verlassen hatte.

Es war ihm gar nicht wohl zu Muthe, er fühlte sich recht einsam und unglücklich. Am liebsten wäre er zu Elwinen hinüber gegangen, um sie durch ein freundliches Wort zu trösten, was aber hätte er ihr sagen sollen? — Sein Wort zurücknehmen konnte er nicht und einen anderen Trost gab es im Augenblick für die Unglückliche nicht. Er würde nur eine neue heftige Scenen erlebt, nur vergebliche Bitten haben zurückweisen müssen. — Besser, er ließ Elwine mit sich selbst zu Rathe gehen! Er mußte den Abend erwarten und allein bleiben, so unbehaglich ihm dies auch war.

Es gewährte ihm deshalb ein Gefühl angenehmer Befriedigung, als er ein Klopfen an der Thür hörte und als auf sein „Herein" Fritz Stern ins Zimmer trat.

„Ei Fritz, bist Du da", rief der Major erfreut; — „Sei mir willkommen. Ich hätte Dich heut nicht erwartet; ich glaubte, Ihr hättet Gäste in Nordenheim."

„Sie haben uns verlassen; Graf Sarentin muß ja schon seit mehreren Stunden in Kabelwitz sein, die anderen Herren sind nach der Stadt zurückgekehrt. Ist der Graf nicht hier?"

„Hm, ja, — er war hier und wird bald wiederkommen. Er hat nur einen Spaziergang gemacht; ich erwarte ihn in jedem Augenblicke."

„Ich habe also nicht lange Zeit, um eine wichtige Angelegenheit mit Dir zu besprechen, Onkel. — Ich komme so eben von Elwinen."

„So?" — Das kurze Wort wurde ziemlich langgedehnt vom Major ausgestoßen, es klang nicht sonderlich freundlich. — Der alte Herr schaute seinen Neffen mit einem durchdringend forschenden Blick an. — Sollte es zwischen diesem und dem jungen Mädchen zu einer Erklärung gekommen

sein? Kam Fritz, um zu erklären, daß er selbst Ansprüche auf Elwinens Hand mache? Aber nein, das konnte nicht sein! So ruhig und leidenschaftslos erscheint kein Liebender vor dem Vater der Geliebten, um von ihm das Jawort zu fordern.

Fritz Stern schien den unfreundlichen Ton des „So" gar nicht zu bemerken, er fuhr mit unveränderter Ruhe fort: — „Elwine hat mir den Inhalt der Unterredung mitgetheilt, welche sie mit Dir gehabt hat; sie ist in Verzweiflung. Du hattest kein Recht, Onkel, Deinem einzigen Kinde nur die traurige Wahl zu lassen zwischen Deinem Fluche und der Ehe mit einem Mann, den sie mit Recht verabscheut, denn Graf Sarentin ist Elwinen's unwürdig. Er ist ein Wüstling, der sein Vermögen in niedrigen Ausschweifungen vergeudet hat, ein Spieler, der jetzt, da er nicht weiß, wie er sich vor seinen Gläubigern retten soll, hofft, durch die Heirath mit einer reichen Frau sich seinen Verlegenheiten zu entziehen und der ehrlos genug ist, seinen Plan zu verfolgen, obgleich er weiß, wie sehr ihn Elwine verachtet."

„Genug, Fritz! Ich dulde es nicht, daß Du länger in solchem Tone von dem Grafen, meinem künftigen Schwiegersohn, sprichst!" entgegnete der Major ärgerlich. „Ich weiß, daß zwischen Euch Beiden stets eine große Abneigung bestanden hat, umsomehr solltest Du Dich hüten, Deinen Gegner so zu verleumden. Ich habe mich genau nach dem Grafen erkundigt und ich weiß, daß er wohl ein etwas leichtfertiges Leben geführt hat, daß er aber ein Ehrenmann ist. Zudem ist er der Erbe des Sarentin'schen Majorats."

„Darauf hin hat er seit Jahren eine große Schuldenlast aufgehäuft, jetzt aber wollen seine Gläubiger nicht länger warten; sie drängen ihn, weil sie meinen, sein Oheim, der erst etwas über 60 Jahre alt ist, könne noch zwanzig Jahre leben und vielleicht sogar noch heirathen. Man spricht davon, daß der alte Graf sich ernstlich um eine junge, adlige Dame bewerbe und daß diese gar nicht abgeneigt sei, Gräfin Sarentin zu werden."

„Davon hat mir der Graf nichts gesagt."

„Das glaube ich wohl; er hat gute Gründe, ein Gerücht zu verschweigen, welches bis jetzt auch [illegible] nur ein

Gerücht sein mag, ihn aber in schwere Verlegenheit bringt, da alle seine bisher geduldigen Gläubiger plötzlich rebellisch zu werden anfangen. Du hast mir den schweren Vorwurf der Verleumdung gemacht, Onkel; ich kann Dir aber die heilige Versicherung geben, daß ich jedes Wort, welches ich gesagt habe, vertrete. Seit ich weiß, daß Du die Absicht hast, den Grafen zu Deinem Schwiegersohn zu machen, habe ich es für meine Pflicht gehalten, den dunkeln Gerüchten, welche in der Stadt über ihn umgehen, nachzuforschen. Dazu hat sich mir eine unverhofft günstige Gelegenheit geboten. Du hast vielleicht von dem Polizeirath Richter gehört?"

„Von dem berühmten Diebesfänger? Ja."

„Durch einen Zufall ist es mir gelungen, ihm einen wichtigen Dienst zu leisten. Sein einziges Töchterchen, welches er abgöttisch liebt, war an der Bräune erkrankt und von seinem Hausarzt, sowie von einem andern hinzugerufenen berühmten Arzte als rettungslos aufgegeben, selbst eine Operation, so erklärten Beide, könne keinen Erfolg mehr haben. Der sonst so ruhige, leidenschaftslose Mann war in Verzweiflung, er konnte nicht einmal am Sterbebett seines Kindes bleiben, die Pflicht rief ihn zum Verhör einer Diebin, die soeben gefänglich eingezogen worden war. Bei diesem Verhör erfuhr er, daß ich die Tochter der Diebin im Krankenhaus behandelt und operirt hatte. Das Kind, welches von den übrigen Aerzten ebenfalls aufgegeben war, ist gerettet worden. Er beendete das Verhör so schnell als möglich, suchte mich auf und führte mich an das Krankenbett seines Kindes. Ich unternahm die Operation, welche einen von mir selbst kaum gehofften glücklichen Erfolg hatte. Seitdem ist der Polizeirath mein wärmster Freund, er zollt mir für die Rettung seines Kindes eine wahrhaft rührende Dankbarkeit. Was er für Niemand sonst thun würde, hat er für mich gethan. Er hat die genauesten Nachforschungen über das vergangene Leben des Grafen Sarentin gehalten, das Resultat derselben habe ich Dir mit wenigen Worten mitgetheilt. Hinzufügen muß ich noch, daß der Graf früher Offizier gewesen ist, daß er seinen Abschied hat nehmen müssen, weil er im starken Verdacht gestanden hat, beim Spiel eine nicht unbeträchtliche Geldsumme entwendet zu

haben. Seine Kameraden haben ihn veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen und ihm dagegen versprochen, über den Vorfall zu schweigen. Sie haben es gethan der Ehre des Garderegiments wegen, aber es ist ihnen trotzdem nicht gelungen, das Geheimniß ganz aufrecht zu erhalten; wo so viele um ein solches wissen, ist ja niemals eine indiscrete Aeußerung zu verhindern.“

Der Major schüttelte ungläubig den Kopf. „Ich kenne diese unglückliche Geschichte“, sagte er, „der Graf hat sie mir selbst erzählt und seine Worte sind bestätigt worden durch das Zeugniß eines meiner alten Regimentskameraden, eines Mannes, dessen Worte und Ehre lauter wie Gold sind. Im Scherz hat er einem Kameraden die gefüllte Geldbörse aus der Tasche gezogen, sie ihm aber natürlich unmittelbar darauf zurückgegeben“ — — —

„Freilich; aber nicht freiwillig, sondern erst, nachdem der Bestohlene seinen Verlust bemerkt, den anwesenden Kameraden Mittheilung gemacht hatte und von diesen gefordert worden war, es solle jedes Mitglied der Gesellschaft sich untersuchen lassen, damit auf keinem der schmähliche Verdacht eines Diebstahls haften könne! Da hat der Graf die Börse hervorgezogen und seine niederträchtige That als einen Scherz dargestellt.“

„Du wirst mich noch ernstlich böse machen, Fritz!“ entgegnete der Oberst. „Glaubst Du, daß ich einem Diebe mein Haus öffnen, ihm gar die Hand meiner Tochter geben würde? Dein Haß verblendet Dich. Einen Dieb würden die Offiziere jenes Garderegiments ohne Zögern der strafenden Gerechtigkeit übergeben haben; dies ist nicht geschehen, der Graf hat noch mehrere Wochen nach jenem unglücklichen Vorfall im Regimente gedient und endlich nur aus dem Grunde seinen Abschied genommen, weil falsche Gerüchte über den allerdings unpassenden Scherz im Publikum von seinen Feinden verbreitet worden waren. Du magst aus dieser wahrheitsgetreuen Darstellung der Sache sehen, wie unlauter die Quelle ist, aus welcher Du Deine Nachrichten über die Vergangenheit Sarentin's gezogen hast. Wie Dein Polizeirath einen allerdings leichtfertigen Jugendstreich zu einem infamen Diebstahl umgestempelt hat, so hat er

Dich auch parteiisch über die Verhältnisse und das ganze Leben Sarentins berichtet. Ich habe meine Nachrichten aus einer lauterern ganz unparteiischen Quelle geschöpft. — Laß uns dies Gespräch abbrechen, Fritz. Ich wünsche nicht, gegen Dich harte Worte zu gebrauchen, Du weißt ja, wie lieb ich Dich habe, wenn Du aber fortfährst, wie Du begonnen, dann endet meine Geduld."

„Es handelt sich um Elwinens und auch um Dein Lebensglück, Onkel," sagte Fritz Stern ernst, „da darf ich nicht schweigen; ich muß sprechen auch auf die Gefahr hin, Dich zu erzürnen. Ich verhehle mir nicht, daß es mir nicht gelingen wird, Dich von der Unwürdigkeit des Grafen zu überzeugen, ich gebe den Versuch auf, es zu thun; aber leugnen wirst Du nicht, daß Sarentin, den Elwine verabscheut, auch für Dich keine angenehme Persönlichkeit ist; Du hast mir dies früher mehrfach selbst gesagt."

„Nun ja, ich habe es gesagt und leugne es nicht; aber ich habe ihn als Ehrenmann kennen gelernt, und die Abneigung, welche ich gegen sein mir zu glattes Wesen fühlte, überwunden."

„Elwine hat sie nicht überwunden und wird sie, das versichert sie, niemals überwinden."

„Redensarten! Sie wird sich, wenn sie erst seine Frau ist, schon an ihn gewöhnen."

„Du spielst ein gefährliches Spiel, Onkel, — ein Spiel mit dem Herzen und dem Glück Deiner Tochter! Ich weiß, daß Du Deine ganze Lebenshoffnung darauf gesetzt hast, durch die Verheirathung Elwinens mit einem Edelmann aus fleckenloser Familie Deinen Nachkommen den Namen Streit und das Majorat zu erhalten. — Weshalb muß aber gerade der Graf es sein, den Du Dir zum Schwiegersohn wählst?" —

„Hast Du vergessen, daß das thörichte Mädchen alle übrigen Bewerber durch ihren hochmüthigen Trotz zurückscheucht, daß sie sogar Deinen Bruder Heinrich zurückgewiesen hat?" — so fragte der Major unwirsch.

„Das hat sie gethan als ein halbes Kind. Sie war damals siebzehn Jahre alt. — Heut ist ihr Verstand gereift, sie weiß, was sie sich selbst, ihrem Vater und ihrem Namen

schuldig ist. Heut würde sie Heinrich's Bewerbung nicht wieder zurückweisen.“ —

Der Major blickte seinen Neffen mit unverhehltem Staunen an. — „Was sagst Du da, Fritz,“ — rief er freudig erregt. — „Woher weißt Du das?“ —

„Elwine hat es mir selbst gesagt!“ —

„Fritz, mach mich nicht toll! Das wäre ja die Erfüllung meines höchsten Wunsches! Aber nein, das ist ja gar nicht möglich! Du willst mich täuschen, nur um Elwinen von dem Grafen zu befreien!“

„Hab' ich Dich je getäuscht? Hab' ich Dir je eine Unwahrheit gesagt? — Hältst Du mich einer solchen überhaupt für fähig.“ —

„Nein, mein Junge, wahrhaftig nicht. Nimm's mir nicht übel, aber mir wirbelt mein alter Kopf, — ich weiß nicht mehr, was ich denken soll! Elwine und Heinrich! Aber nein, — es ist ja auch nur ein Traum! Wenn selbst Elwine ihren starren Sinn beugt — Heinrich, der so schroff Zurückgewiesene, denkt jetzt nicht mehr an sie!“

„Du irrst, Onkel! Heinrich liebt Elwinen noch ebenso leidenschaftlich, wie vor vier Jahren. Ich gebe Dir mein Wort darauf, daß er morgen schon nach Kabelwitz kommen und Elwinens Hand von Dir erbitten soll.“

„Fritz, Fritz, ich bitte Dich, flöße mir nicht solche Hoffnungen ein, die sich dann später in ein Nichts auflösen! — Aber woran denke ich denn! Es ist ja überhaupt zu spät! Ich habe dem Grafen versprochen, daß heute Abend noch seine Verlobung mit Elwinen gefeiert werden soll. Elwine ist ja bereits durch mein Wort seine Braut.“

„Noch ist sie es nicht! Du kannst Deiner Tochter fluchen, kannst sie verstoßen und enterben; aber sie zwingen, die Braut oder gar die Gattin des Grafen zu werden, das kannst Du nicht. Erkläre dem Grafen, daß Dein Bemühen an dem unüberwindlichen Widerwillen Elwinens gescheitert sei, daß sie zur Verlobung mit ihm sich nicht zwingen lasse. Du sprichst dann nur die Wahrheit.“

Der Major antwortete nicht sogleich. Er ging, vor sich niederschauend, mit Riesenschritten im Zimmer auf und ab. Der Wunsch, den alten, lieben, nie vergessenen Plan der

Verheirathung Elwinens mit seinem Neffen zur Ausführung zu bringen, kämpfte in ihm mit dem Widerstreben, das dem Grafen gegebene Wort zu brechen. Der alte Soldat war stets der Sclave seines Wortes gewesen und auch jetzt vermochte er sich nicht in die Möglichkeit, daß er wortbrüchig werden könne, hinein zu denken.

„Es geht nicht, Fritz! Es geht wirklich nicht, mein Junge!“ — sagte er nach einer langen Pause traurig. — „Ich kann nicht in meinen alten Tagen noch ein wortbrüchiger Schuft werden. — Was sollte der Graf von mir denken; ich müßte mich ja vor mir selber schämen. —“

„Das sollst Du nicht, Onkel, Du sollst Dein Wort halten. Du hast versprochen, daß heut Abend die Verlobung stattfinden solle, natürlich aber unter der stillschweigenden Bedingung, daß der Graf selbst es wünscht, denn ohne Braut und Bräutigam kann doch von einer Verlobung nicht die Rede sein.“

„Natürlich!“

„Theile dem Grafen der Wahrheit getreu in meiner Gegenwart mit, daß Elwine Deinem väterlichen Machtgebot Trotz geboten habe, laß ihn selbst bestimmen, ob er trotzdem darauf bestehe, die Verlobung zu erzwingen, — er wird dann freiwillig davon abstehen. Das Uebrige überlaß getrost meinem Bruder. Heinrich wird den Grafen veranlassen, freiwillig zurückzutreten, dafür stehe ich Dir ein. Für Geld ist dieser Mensch zu erkaufen und für Heinrich wird keine Summe zu hoch sein, um Elwine vor der Verbindung mit dem Elenden zu bewahren.“

„Dein Haß reißt Dich von Neuem zu einer ungerechten Beschuldigung fort.“

„Der Erfolg wir Dir beweisen, daß ich mich nicht getäuscht habe.“

„Wohl, Fritz, ich will Deinem Rathe folgen. Ich nehme mein Wort nicht zurück, wird es mir aber vom Grafen zurückgegeben, dann werde ich nicht darauf bestehen, daß diese Verbindung zu Stande komme. Ich gebe Dir nach, Fritz, aber merke es Dir, einmal und nicht wieder. Jede fernere Einmischung in meine Pläne und Familienangelegenheiten verbitte ich mir. Giebt der Graf nicht freiwillig Elwine auf, dann wird sie seine Frau, dabei bleibt es!“

Fritz Stern hatte soviel von seinem sonst ziemlich halsstarrigen Oheim erreicht, daß er sich wohl hütete, diesen durch Widerspruch zu erzürnen; er glaubte außerdem des Gelingens seiner Absichten ganz sicher zu sein und die letzte Drohung nicht fürchten zu müssen. Er erwartete jetzt mit Ungeduld die Zurückkunft des Grafen; aber es dauerte wohl eine Stunde, die Sonne war schon untergegangen, ehe Franz, der Jäger des Majors, meldete, Graf Sarentin sei soeben von seinem Spaziergang zurückgekehrt, er habe sich auf sein Zimmer begeben, um sich umzukleiden, werde aber in wenigen Minuten erscheinen.

Nach kaum einer Viertelstunde, welche Fritz Stern ewig lang erschien, kam der lang Erwartete.

Der Graf hatte sich wohl der bevorstehenden Verlobungsfeier wegen mit höchster Sorgfalt gekleidet; er trug die feinste Gesellschaftstoilette. Offenbar sah er dem Augenblick, welcher für sein ferneres Leben entscheidend werden sollte, mit großer Erregung entgegen. Seine Wangen waren geisterbleich, sein tiefliegendes dunkles Auge blitzte unheimlich unter den vollen Augenbrauen hervor. Um seinen Mund zuckte ein erzwungenes Lächeln, als er den Major begrüßte. Gegen Fritz Stern verneigte er sich leicht, sonst schien er diesen kaum zu beachten, nur als er in's Zimmer trat, warf er auf ihn einen seltsam scheuen Blick, welcher zeigte, wie unangenehm ihm die nicht erwartete Gegenwart des gehaßten Vetters seiner künftigen Braut war.

Der Major streckte seinem Gast zum Gruß die Hand entgegen. Wie unangenehm kalt und feucht war die des Grafen, — der alte Herr zog die seinige nach einem schnellen Druck zurück; er befand sich in einer recht peinlichen Verlegenheit. Noch niemals war es ihm so schwer geworden, ein Gespräch zu eröffnen. Das Gewissen peinigte ihn, er sagte sich selbst, daß er im Begriff stehe, ein gegebenes Wort zu brechen, wenn er es auch scheinbar zu halten bereit sei. Jeder krumme Weg war dem alten Soldaten verhaßt und er konnte sich doch nicht verhehlen, daß er sich in eine Intrigue eingelassen habe, die seinem graden Sinne widerstrebte; aber es war einmal geschehen und jetzt konnte er nicht mehr zurück; sowohl die Zusage, welche er seinem Neffen

gemacht hatte, als der eigene Wunsch, Heinrich von Nordenheim zum Schwiegersohn zu gewinnen, trieben ihn vorwärts. Er bezwang die Scheu, welche ihn Anfangs nur stockend sprechen ließ und ohne irgend Umschweife zu machen, theilte er dem Grafen in schmucklosen Worten das Gespräch mit, welches er mit seiner Tochter gehabt hatte, und seine Drohung, mit welcher dasselbe geschlossen worden war; er verhehlte nicht, daß er bedauere, soweit gegangen zu sein, in die Hand des Grafen lege er die Entscheidung darüber, ob unter diesen Umständen heut Abend die Verlobung stattfinden solle; bestehe der Graf darauf und weigere sich Elwine, — dann, — so schloß der Major mit einem Seufzer, werde er gezwungen sein, das seiner Tochter gegebene Wort zu halten und sie mit blutendem Herzen von sich zu stoßen.

Graf Sarentin hörte der Auseinandersetzung des Majors mit einer sichtlichen Unruhe zu; er schaute dem alten Herrn nicht ins Auge, sein Blick war zu Boden gesenkt; er stand mit der einen Hand auf die Lehne eines Sessels gestützt, die andere herabhängende Hand hielt den Gesellschaftshut, den er nicht abgelegt hatte; wie tief im Innersten ihn die Mittheilung des Majors ergriff, zeigte ein krampfhaftes Zittern der herabhängenden Hand, der Hut entfiel ihm, und als er ihn aufheben wollte, schwankte er beim Bücken.

„Beruhigen Sie sich, theurer Freund!" sagte der Major theilnahmvoll. „Meine Worte erschüttern Sie; ich gebe Ihnen aber die Versicherung, daß ich meinem Versprechen treu bleibe. Wenn Sie nicht freiwillig darauf verzichten, daß die Verlobung heut Abend stattfinde, wird dies entweder geschehen oder Elwine ist nicht mehr meine Tochter. Ich halte mein Wort im Guten wie im Bösen!"

Graf Sarentin hatte seine Fassung wieder gewonnen. Zwar flog noch immer ein eigenthümliches, krampfhaftes Zucken durch seine Züge, auch seine Hand zitterte noch; aber er vermochte doch mit erzwungener Ruhe zu antworten: „Nein, Herr Major, dies darf nicht geschehen! Um keinen Preis der Welt möchte ich die Veranlassung sein, daß eine nie wieder auszufüllende Kluft zwischen Vater und Tochter gerissen werde. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß ich

mir die Liebe der schönen Elwine noch erringen werde; ich halte deshalb auch das Wort, welches Sie mir gegeben haben, fest; aber ich verzichte darauf, daß heut Abend schon die Verlobung gefeiert werde; dies soll erst geschehen, wenn es mir gelungen sein wird, mir die Liebe oder wenigstens die Hochachtung meiner künftigen Gattin zu erwerben. Erlauben Sie, daß ich dies selbst Fräulein Elwine sage; vielleicht gelingt es mir dadurch, den Abscheu etwas zu mildern, den ich bisher so unverdienter Weise tragen mußte.

„Sie sind ein Ehrenmann, lieber Graf!“ erwiderte der Major gerührt. „Ihr Wille soll geschehen!“ Er läutete mit der kleinen silbernen Glocke, und als der Jäger Franz gehorsam erschien, befahl er ihm, das gnädige Fräulein sogleich zu rufen.

Fritz Stern hatte während der kurzen Unterhaltung den Grafen Sarentin mit forschendem Blick beobachtet, er war nicht wenig erstaunt über die mächtige Erregung, welche den von ihm für so fühllos gehaltenen Mann ergriff, als er hörte, daß Elwine ihn noch tiefer haßte, als er wohl geahnt haben mochte. Liebte der Graf, dieser scheinbar so kalt berechnende, verlebte Wüstling, Elwine wirklich? War diese Ehe für ihn nicht nur eine Geldspekulation? folgte er dem Drange seines Herzens, als er so bereitwillig auf den Wunsch des Majors einging, oder war sein ganzes Verhalten nur das Product einer raffinirten Verstellung, darauf berechnet, den künftigen Schwiegervater und Elwine selbst zu täuschen und um so fester an sich zu ketten? Fritz Stern war fast geneigt, dies zu glauben. Aber als er wieder und immer wieder forschend die Gesichtszüge des Grafen beobachtete, als er sah, wie dieser sich nur mühsam aufrecht erhielt, wie seine Hand zitterte, und wie das krampfhafte Zucken seiner Züge sich immer häufiger wiederholte, da drängte sich dem Beobachter die Ueberzeugung auf, daß er sich getäuscht habe! Graf Sarentin liebte Elwinen, er war im Herzen getroffen durch den plötzlichen Schlag, der seine schönsten Lebenshoffnungen zu vereiteln drohte! Fritz Stern mußte sich dies zugestehen und indem er es that, fühlte er, daß er ein schweres Unrecht gegen diesen Mann begangen habe, auf dessen kalte Herzlosig-

keit er gebaut hatte und der jetzt ein so warmes Gefühl bekundete.

Einige Minuten vergingen. Schweigend erwarteten die drei Herren die Ankunft Elwinens, aber sie erschien nicht. An ihrer Stelle kam der Jäger Franz und berichtete, das Fräulein sei noch nicht aus dem Walde zurück. Es habe vor etwa zwei Stunden die leichte Büchse über die Schulter genommen, den Nero gerufen und sei allein in den Wald gegangen.

„Fräulein Elwine allein im Walde um diese Zeit?" rief Graf Sarentin erschreckt und noch bleicher werdend, als er ohnehin war; seine Glieder schienen ihm den Dienst zu versagen, er zitterte und schwankte so heftig, daß er sich niederlassen mußte.

Der Major war über die erhaltene Nachricht durchaus nicht erschreckt und nur ärgerlich darüber, daß seine Tochter gerade heut so lange ausblieb. Er beruhigte den Grafen, Elwine sei von ihm nicht als ein weichliches Mädchen erzogen worden, sie sei schon oft bei Tag und Nacht auf der Jagd allein, nur in Begleitung ihres Lieblingshundes Nero im Walde gewesen. Jedenfalls werde sie bald zurückkommen, von einer Gefahr könne gar keine Rede sein. Ueberdies habe Elwine den treusten Wächter bei sich, ihren Nero, der sie gegen jeden Angriff schützen werde.

Graf Sarentin kannte den gewaltigen Hund, Elwinen's Liebling; er hatte mehrfach Gelegenheit gehabt, seine Kraft zu bewundern, wenn das gelehrige Thier auf Elwinens Befehl schwere Steine, welche in den kleinen See geworfen wurden, untertauchend hervorholte und an das Land schleppte, er wußte auch, daß Nero seiner Wildheit wegen, die er nur gegen Elwine verleugnete; selbst von der Dienerschaft im Schloß gefürchtet wurde, aber doch erschien ihm der Schutz eines Hundes ungenügend für ein junges Mädchen. Er erkundigte sich mit peinlicher Aengstlichkeit, welche Richtung Elwine eingeschlagen habe, ob es nicht möglich sei, ihr zu folgen, sie aufzusuchen.

Der Major lachte herzlich über diese allzugroßen Sorgen und über den Gedanken, in dem meilenweit ausgebreiteten Walde Elwinen aufsuchen zu wollen. Die kümmere sich

nicht um Weg und Steg, sie wandere quer durch den Wald, wie Lust und Laune sie eben treibe. Da sie die Büchse mitgenommen habe, werde sie vielleicht sogar ihrer Jagdneigung nachgehen. Sie werde sicher wohlbehalten zurückkehren. Wann? das könne freilich Niemand wissen. „Das tolle Mädchen ist mitunter ganze Nächte im Walde gewesen", so schloß der Major; „aber ich hoffe, sie wird heute vernünftiger sein und bald kommen. In einer Stunde geht der Mond unter, dann kehrt sie spätestens zurück."

Da auch Fritz Stern die Worte des Majors bestätigte und ebenso wenig wie dieser sich besorgt zeigte, mußte Graf Sarentin wohl seine Absicht, Elwine im Walde aufzusuchen, aufgeben; beruhigt aber war er nicht. In fieberhafter Aufregung sprang er bald von seinem Sessel auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, bald sank er wieder schlaff in sich zusammen, fast regungslos vor sich hinstarrend saß er in dem Lehnstuhl des Majors. Sein Auge glänzte in einem unheimlichen Feuer, seine Züge zuckten — er hatte die Gewalt sie zu beherrschen, ganz verloren — die Sorge überwältigte ihn vollständig.

Eine traurige Stunde verging mit bleierner Langsamkeit. Auch der Major fing an, besorgt zu werden, denn die namenlose Angst des Grafen wirkte ansteckend auf ihn; vergeblich versuchte er, sich selbst zu beruhigen, indem er sich sagte, daß ja Elwine, seine Amazone, nicht ein schwaches Mädchen, sondern mit dem Gebrauch der Büchse vertraut, jeder Gefahr gewachsen sei. Als ein Blick zum Fenster hinaus in die dunkle Nacht ihm sagte, daß der Mond untergegangen sei, wurde auch er unruhig. Er dachte an das Gespräch zurück, welches er am Nachmittag mit seiner Tochter geführt hatte, an seine letzte Drohung; er sah sie im Geist wieder vor sich, wie sie zusammenbrach, als er sie verließ.

„Sie hat sich in der Verzweiflung selbst getödtet!" Der Gedanke durchzuckte ihn, er war entsetzlich, nicht zu ertragen.

Der Major sprang auf, er beugte sich zu seinem Neffen und flüsterte diesem seine grauenhafte Vermuthung ins Ohr, Fritz aber schüttelte lächelnd den Kopf.

„Sei unbesorgt, Onkel," sagte er leise mit unveränderter Ruhe, „daran denkt Elwine nicht. Sie wäre vielleicht zu einem solchen Schritt durch die Verzweiflung getrieben worden, wenn ich sie nicht getröstet, ihr nicht gesagt hätte, daß Heinrich ihr mit unveränderlicher Liebe treu geblieben sei, daß sie nie des Grafen Weib werden solle. Sie kehrt absichtlich spät aus dem Walde zurück, um jede Begegnung mit Graf Sarentin heut Abend zu vermeiden."

Fritz Stern sprach so ruhig, daß der Major überzeugt wurde; er ahnte ja nicht, daß die Ruhe seines Neffen nur eine Maske, daß dieser nicht weniger besorgt war, als er selbst, ja daß der gleiche entsetzliche Gedanke Fritz wie ihn peinige.

Wieder eine Viertelstunde verging, da hörte der Major das laute Bellen eines Hundes, dem ein fürchterliches Geheul folgte. „Das war Nero;" rief er entsetzt aus, — er kannte den Ton des Bellens, er konnte sich nicht täuschen. — Er eilte zum Fenster, — dort hinten, auf der äußersten Grenze des Hofes zeigte sich ein Licht. Mehrere Menschen bewegten sich dort, — sie trugen ein dunkles Etwas, — was, — das vermochte er in der Finsterniß nicht zu erkennen, aber er ahnte es!

„Sie ist's, sie bringen ihre Leiche! Sie hat sich selbst gemordet!" so rief er in wildem Entsetzen, dann sank er kraftlos zusammen. Fritz Stern eilte ihm zur Hilfe.

Auch Fritz war bei dem Weheruf des Majors jäh zusammengezuckt und erbleicht; aber er hatte nicht einen Augenblick die ruhige Besonnenheit verloren, — er hielt seinen zusammensinkenden Oheim mit kräftigen Armen und führte ihn nach dem nächsten Sessel; indem er ihm einige Tropfen kaltes Wasser ins Gesicht spritzte, brachte er ihn zum Bewußtsein zurück. — Gefahr war hier nicht, das wußte der geschickte junge Arzt, — er konnte jetzt den Oheim sich selbst überlassen.

Er eilte an's Fenster. Sein scharfes Auge erkannte die Umrisse mehrerer Menschen, die sich über den Hof dem Schlosse näherten. Sie trugen, das konnte er bei dem schwachen Schein des fernen Lichtes eben erkennen, einen leblosen Körper. — Mehr konnte er nicht erforschen, aber er

gab sich auch gar nicht die Mühe, dort unten war seine Hilfe, die des Menschen und die des Arztes erforderlich, — er eilte, sie zu leisten!

VI.

Elwine wandelte langsam durch den duftigen Kiefernwald. Sie hatte, der alten Gewohnheit folgend, die leichte Jagdbüchse über die Schulter geworfen und Nero, ihren steten treuen Begleiter auf allen Jagdausflügen, gerufen; an die Jagd aber dachte sie, sonst die eifrigste Jägerin, heute nicht. Sie ließ es ganz unbeachtet, daß Nero mehr als einmal ihr die Nähe eines Wildes markirte, heute beschäftigten sie andere ernste Gedanken; — sie hatte ja vor wenigen Minuten erst durch ein einziges kleines Wort über ihr künftiges Leben entschieden.

Sie sollte die Gattin Heinrich's von Nordenheim werden! — Sie dachte zurück an die glücklichen Tage der Kindheit. Wie zärtlich liebte sie damals ihren älteren Vetter, fast ebenso sehr, als ihren Gespielen Fritz, und doch hatte sie, noch ein halbes Kind, — ein tiefes Entsetzen gefühlt bei dem Gedanken, daß sie sein Weib werden sollte. Und jetzt?! Wie wild und roh war Heinrich geworden. Schon als er von der Universität zurückkehrte, hatte er sie häufig durch seine unzarten Aeußerungen und durch seine Rücksichtslosigkeit verletzt, in den letzten Jahren aber war er noch viel schlimmer geworden. Auf Schloß Nordenheim, das hatte sie erfahren, wurden fast täglich wilde Orgien gefeiert und Heinrich war unter seinen zügellosen Gästen der Zügelloseste, er war ein Trinker und ein Spieler! In der ganzen Umgegend bildeten die tollen Streiche des Baron Heinrich von Nordenheim den Gegenstand der täglichen Unterhaltung. Man rühmte seine Gastfreundschaft, auch sprachen die armen Leute nicht ungünstig von ihm, denn er gab, wo ihm wahre Noth entgegentrat, mit vollen Händen, — aber sie liebten ihn trotzdem nicht, denn er zeigte sich gegen sie stolz, hochfahrend und rücksichtslos. — Nie kümmerte er sich um die Gefühle Anderer, ja es machte ihm sogar ein grausames Vergnügen, durch bittern Spott zu verletzen.

In Kabelwitz war er freilich nicht ganz so schlimm, wie

in dem eigenen Schloß; Elwinens Nähe übte auf ihn einen besänftigenden Einfluß, trotzdem aber brach seine natürliche Rohheit doch immer wieder hervor und besonders war dies der Fall, wenn er, was häufig geschah, zu viel getrunken hatte.

Und Heinrich sollte trotzdem ihr Gatte werden! — Ein tiefes Grauen ergriff sie. — Wie war es nur möglich gewesen, daß sie zu dem verhängnißvollen Jawort gekommen war? — Fritz hatte es gewollt! Sie sah ihn wieder vor sich, wie er so ernst und mild sie bat, sie hörte seine Stimme wieder, sie fühlte noch einmal den gewaltigen Seelenschmerz, der sie ergriffen hatte darüber, daß er, gerade er sie bitten konnte, die Gattin eines Anderen, wenn auch seines Bruders, zu werden. — Er ahnte nichts von ihren schweren inneren Kämpfen, er wußte nicht, wie glühend sie ihn liebte! Was kümmerte sie Geld und Gut, was galten ihr die Vorurtheile des Standes! Sein Weib wäre sie mit Freuden geworden und selbst dem väterlichen Zorn hätte sie muthig Trotz geboten, wenn Fritz nur ein Wort der Ermuthigung zu ihr gesprochen hätte. — Aber nein, ein solches Wort konnte er nicht sprechen, denn er liebte sie wohl als Schwester, ein tieferes Gefühl aber kannte er nicht! — Als sie ihm, willenlos dem natürlichen Drang des Herzens folgend, an die Brust gesunken war, wie gütig und freundlich hatte er sie da zu trösten gesucht, aber eben nur gütig und freundlich wie der Bruder die Schwester. Sie schämte sich jetzt ihrer Schwäche, — daß sie ihm fast ihre Liebe verrathen hatte, ihm, dessen Herz kalt geblieben war, während das ihrige ihm so glühend entgegenschlug.

So träumend war Elwine tief in den Wald hinein gegangen, ohne sich um Weg und Steg zu kümmern, — sie hatte sich endlich am Fuße einer mächtigen Kiefer in das duftende Heidekraut gesetzt, Nero lagerte sich zu ihren Füßen.

Stunde auf Stunde verging, sie bemerkte es nicht. In ihre trüben Gedanken versunken, achtete sie nicht darauf, daß die Sonne untergegangen war und daß längst schon der Mond mit seinem sanften Lichte die Heide beleuchtete.

Wie lange sie so geträumt hatte, wußte sie selbst nicht,

sie achtete nicht darauf, daß der zu ihren Füßen lagernde wachsame Hund den Kopf knurrend erhob; als er aber plötzlich aufsprang, laut bellte und als in demselben Augenblick in nicht zu großer Ferne ein Schuß fiel, erwachte sie aus ihren Träumen.

Elwine war von ihrem Vater zur leidenschaftlichen Jägerin erzogen worden und die alte Gewohnheit machte jetzt ihr Recht geltend. Für einen Augenblick vergaß sie die Vergangenheit, sie lebte nur der Gegenwart. Ein Schuß in der Heide, um diese Zeit abgefeuert, konnte nur von einem Wilddiebe herrühren. Elwine kannte das Gefühl der Furcht nicht. Als sie den Schuß hörte, sprang sie ohne sich zu besinnen auf, sie riß die Büchse von der Schulter „Such, Nero!" so rief sie leise ihrem Hunde zu und dann folgte sie diesem, die Büchse schußgerecht in der Hand.

Was sie eigentlich wollte, wußte sie selbst kaum. Nicht einem bestimmten Plane, sondern der Eingebung des Momentes folgte sie, als sie mit glühender Wange dem Hunde nach durch das Gebüsch drang, um den Wilddieb zu überraschen. Sie achtete nicht darauf, daß ihr die Nadeln der jungen Kiefern ins Gesicht schlugen, als sie unaufhaltsam vorwärts eilte, sie dachte auch nicht an die Gefahr, welche aus dem unbesonnenen Unternehmen für sie erwachsen konnte — nur vorwärts, vorwärts, um den Dieb bei der That, bei dem erlegten Wilde zu ertappen!

Mit wüthendem Gebell stürmte Nero vor Elwine her, jetzt durchbrach er das letzte Gebüsch vor einer kleinen Waldlichtung, da plötzlich verwandelte sich sein wildes Bellen, er hatte einen Freund gefunden, dies erkannte Elwine aus dem veränderten Ton und als sie nun selbst die Zweige zurückschlug und auf die Lichtung hinaustrat, wurde ihr die Ursache von Neros veränderter Stimmung klar.

Auf der entgegengesetzten Seite der Lichtung stand, die kurze Büchse schußbereit in der Hand, der Wildmichel, neben ihm am Boden lag ein erlegter Rehbock. Nero sprang freudig winselnd an dem Wilddieb in die Höhe, dieser wehrte den Hund mit der linken Hand ab, indem er ihm zurief: „Kusch Dich, Nero! Nieder Nero!" Das wilde Thier gehorchte augenblicklich, es legte sich neben den ver-

endeten Rehbock auf den Boden nieder, Wildmichel aber erhob die Büchse, Elwine sah deren Lauf auf sich gerichtet, als sie aus dem Buschwerk trat.

„Sie sind's, Fräulein!" rief Wildmichel überrascht, er ließ die Büchse ein wenig sinken, als er aber sah, daß Elwine die ihrige zum Angriff bereitete, legte er von Neuem an, indem er drohend schrie: „Das Gewehr fort, Fräulein, oder ich schieße! Der Teufel soll mich holen, wenn ich es nicht thue!"

Elwine gehorchte dem Befehl, sie ließ die Büchse sinken, wußte sie doch, daß der Drohung Wildmichels die That unmittelbar folgen würde; denn Michel war jedes Verbrechens fähig, der verrufenste Wilddieb der ganzen Heide. Niemand anders, als er, — so erzählten die Leute — hatte vor etwa einem Jahre den Förster von Sortau, der eines Morgens mit einer Kugel im Herzen todt im Walde gefunden worden war, erschossen.

Elwines Wangen wurden, als sie die Mündung der Büchse auf ihre Brust gerichtet sah und als sie in dem Augenblick unwillkürlich an jenen ermordeten Förster dachte, wohl etwas bleicher, aber sie verlor nicht die ruhige Besonnenheit; im Gegentheil jetzt, wo sie der drohenden Gefahr unmittelbar gegenüberstand, gewann sie die kalte Ueberlegung wieder. Sie sah ein, daß sie höchst thöricht gehandelt habe, als sie allein ohne einen andern Schutz als den Nero's, dem Wilddiebe entgegengetreten war, sie verhehlte sich nicht, daß ihr Leben beoroht sei, denn dem Wildmichel gegenüber war auch Nero, das gewaltige Thier, für sie kein Schutz. Wildmichel hatte den Hund aufgezogen und ihn dem Major von Streit verkauft; er hatte sich selbst nur schwer von dem schönen Thiere getrennt und lange Zeit war vergangen, ehe dieses zu bewegen war, im Schloß Kabelwitz zu bleiben; die Erinnerung an den alten Herr bewahrte es stets; wo es den Wildmichel sah, begrüßte es ihn mit einem freudigen Gewinsel. Jedem andern Wilddiebe würde Nero wüthend an die Kehle gesprungen sein, während er jetzt gehorsam zu Wildmichels Füßen lag.

Wildmichel schaute mit finsterem Blick Elwinen an. Er ließ, als diese die Büchse absetzte, die seinige ebenfalls

sinken; aber er hielt sie doch so, daß er jeden Moment zum Feuern bereit war.

„Was zum Henker haben Sie denn zu dieser Nachtzeit hier in der Heide zu schaffen, Fräulein?" so fragte er unwirsch. „Daß der Teufel auch gerade Sie mir in den Weg treiben muß."

„Was Du hier schaffst, das sehe ich, Michel!" erwiderte Elwine ruhig und fest. „Schämst Du Dich nicht? Erinnerst Du Dich nicht dessen, was Du mir versprochen hast? Als Dein Weib und Deine Kinder am Nervenfieber krank lagen, als Niemand sich aus Furcht vor Ansteckung in Dein Haus getraute, da kam ich und pflegte die gute Grete und die Kinder!"

„Ich weiß es, Fräulein und werde es nie vergessen mein Leben lang!" entgegnete Wildmichel kleinlaut; er ließ die Büchse tiefer sinken, die drohende Stellung gab er ganz auf.

„Du wirst es nicht vergessen? Das hast Du mir wohl damals versprochen, als ich Dir verkünden konnte, die Grete und die Kinder würden von der schweren Krankheit genesen. Da hast Du mir die Hände geküßt und mir geschworen, Du wollest ein ordentlicher Mensch werden, wollest arbeiten und das Wildern ganz lassen. Sieh hier den Rehbock an! Nennst Du dies Wort halten, Michel? Oder hast Du es mir nicht versprochen?"

„Ja, versprochen hab' ich's," entgegnete Michel mürrisch. „Und ich hätte auch Wort gehalten; aber soll ich Frau und Kinder verhungern lassen?"

„Arbeite!"

„Hab' ich's etwa nicht versucht? Wer giebt wohl dem Wildmichel Arbeit? Der Kerl stiehlt, so sagen die Leute, weil ich mal auf dem Zuchthaus gesessen hab' und wo ich anklopfe, da machen sie die Thür fester zu und weisen mich ab. Hunger thut weh, Fräulein und noch weher thut's, die Kinder hungern zu sehen und kein Brod zu haben. Wenn Einer so recht in Noth ist, dann fragt er nicht, woher er das Geld, um Brod zu kaufen, nimmt. Ehe ich die Grete und die Kinder hungern lasse — — —" er vollendete den Satz nicht. Mit wildem Blick stierte er vor sich nieder. Woran mochte er denken, er hatte plötzlich ganz vergessen,

daß er nicht allein im Walde war, aber Elwinens Stimme rief ihm schnell seine Lage in's Gedächtniß zurück.

„Weshalb hast Du nicht in Kabelwitz Arbeit gesucht?"

„Hab ich's etwa nicht gethan? Aber das Fräulein war mit dem Herrn Major in die Stadt gereist! Da gab's wohl große Bälle und Feste, da tanzten Sie und tranken Wein und jubelten, während meine arme Grete, die noch so schwach war, daß sie kaum eine Hand regen konnte, mit den Kindern fast verhungerte. Als ich den Herrn Inspector bat, mir Arbeit zu geben, welche es auch sei, in der Scheune, auf dem Hof oder im Holz, da schimpfte er mich einen Dieb und sagte, er habe nicht Lust, sich das Diebesgesindel auf das Schloß zu gewöhnen und als ich nun aufbegehrte, weil ich mich nicht einen Dieb nennen lassen wollte, da drohte er mir, er werde mich mit den Hunden vom Hofe hetzen lassen! Da ging ich und seitdem — — — nun der Teufel soll mich holen, wenn er will. Ich hab wohl arbeiten wollen, aber nicht gekonnt und verhungern will ich nicht mit den Kindern."

Elwine schaute den Wilddieb mitleidig an. „Ich habe von der Rohheit des Inspectors nichts gewußt, Michel," sagte sie freundlich, „laß sie Dir nicht zu Herzen gehen. Komm morgen in's Schloß, Du sollst Arbeit bekommen!"

Michel schüttelte finster den Kopf. „Dazu ist es zu spät!" sagte er mißmuthig. „Ich hab den Inspector später, als ich ihn allein im Walde traf, tüchtig durchgebläut, das vergiebt er mir nicht, obwohl er es keinem Menschen erzählt hat. Wenn er mir jetzt auch Arbeit gäbe, in ein paar Tagen oder Wochen würde er mich doch fortjagen und sagen: „Der Michel war ein fauler Hund, den man nicht brauchen kann!" Mit der Arbeit ist's nichts mehr und ich brauche sie auch nicht, so lange es noch Rehe, Hasen und Holz in der Heide giebt."

„Du willst also weiter stehlen und endlich wieder auf das Zuchthaus kommen?" fragte Elwine erzürnt.

„Noch bin ich nicht da!" erwiderte Michel höhnisch lachend. „Ich wünsch' es dem Förster nicht, daß er mich einmal im Walde trifft! Aber Fräulein, wozu das Gerede. Ich bin kein Kind mehr und brauche keine Ermahnungen, ich weiß schon, was ich zu thun habe? Wollen Sie mir ver-

sprechen, keinem Menschen in der Welt ein Wort davon zu sagen, daß Sie mich hier gesehen haben, dann mögen Sie ruhig nach Hause gehen, sonst — —"

„Sonst?" fragte Elwine.

Michel hob mit einem finsteren Blick den Stutzen von Neuem. „Auf's Zuchthaus geh ich nicht und jetzt schon gar nicht, wo ich denke, es soll mir bald besser gehen! Ich rath Ihnen Gutes, Fräulein! Machen Sie mich nicht unwirsch!"

„Du drohst mir, Michel?" fragte Elwine traurig. „Das hätte ich von Dir nicht erwartet."

Der Stutzen sank schnell wieder nieder. „Nein, Fräulein, ich drohe nicht und ich thue Ihnen auch nichts, vor mir sind Sie sicher. Ich bin wohl ein böser Hund, aber Ihnen ein Leids thun? Nein, lieber wollt ich mir selbst die Kugel durch den Kopf jagen. Und ich thu es, wenn Sie mich verrathen, Fräulein; denn in's Zuchthaus geh ich nicht wieder und jetzt gar nicht! Machen Sie einen armen Kerl nicht unglücklich, Fräulein!"

„Willst Du mir noch einmal versprechen, niemals wieder zu wildern? Willst Du es versprechen heilig und fest? Ich sorge dafür, daß Du Arbeit bekommst, wenn nicht in Kabelwitz, dann jedenfalls in Nordenheim bei meinem Vetter Heinrich."

Eine seltsame Veränderung ging, als Elwine das Wort Nordenheim aussprach, plötzlich mit dem Wildmichel vor; seine Augen wurden stier, seine Züge verzerrten sich, er stieß den Stutzen heftig auf den Boden und rief wild lachend: „Arbeit bei dem Thalerschießer? Nun, darauf hin will ich es versprechen! Gut, Fräulein, wenn Sie mir bei dem Arbeit verschaffen, dann will ich mein Lebtag nicht mehr einen Rehbock schießen, das versprech ich Ihnen."

„Ich werde mein Wort halten, Michel," erwiderte Elwine ernst, „ich will hoffen, daß Du auch das Deinige hältst. Jetzt nimm den Rehbock da auf, den ich geschossen habe und trage ihn mir nach dem Schloß. Du sollst ein gutes Trinkgeld für die Arbeit bekommen."

Michels Züge verriethen ein namenloses Staunen, als er fragte: „Den Rehbock da soll ich nach dem Schloß tragen? Und Sie — —"

„Ja, ich habe ihn geschossen, oder Du für mich, was gleich ist und Niemanden etwas angeht. Also vorwärts! Nimm den Rehbock und folge mir!"

Elwinens ruhiger, bestimmter Befehl hatte eine merkwürdige Wirkung. Einen Augenblick zauderte Wildmichel noch, er schaute den erlegten feisten Bock mit einem Blick des Bedauerns an, dann aber gehorchte er. Er warf das schwere Thier über die Schulter und ohne ein Wort zu erwidern, folgte er Elwinen, welche durch das Gebüsch hin den nächsten Weg nach Schloß Kabelwitz einschlug.

Eine Zeit lang ging Wildmichel ohne eine Wort zu sprechen hinter Elwinen her, als diese aber in einen wenig betretenen Fußpfad einbog, der von der geraden Linie nach Kabelwitz etwas abwich und in einem kleinen Bogen sich zu dem von Nordenheim nach Kabelwitz führenden Weg hinzog, blieb Michel stehen.

„Wozu wollen Sie den Umweg machen, Fräulein?" fragte er mürrisch. „Wir kommen quer durch den Wald wohl um 10 Minuten früher nach dem Schloß."

„Ich weiß es; aber wir müssen durch dichtes Gestrüpp und der Weg wird bald sehr unbequem werden, besonders für Dich, Michel, — es liegt ja nichts daran, ob wir einige Minuten früher oder später nach Kabelwitz kommen."

„Ihnen liegt daran nichts, ich habe aber keine Zeit zu verlieren. Den Fußweg gehe ich nicht, Fräulein."

Elwine blickte erstaunt den Wildmichel an. Was sollte diese unwirsche Weigerung bedeuten? Michel mußte zu derselben einen besonderen Grund haben, denn daß es ihm auf einen Umweg von 5 bis 10 Minuten nicht ankam, daß seine Entschuldigung, er habe keine Zeit, nur ein Vorwand war — wußte sie. — Fürchtete er vielleicht auf dem Fußwege eine unliebsame Begegnung mit einem der Schloßdiener? — Sie fragte ihn deßhalb und suchte ihn darüber zu beruhigen, wenn er in ihrer Begleitung sei, werde keiner der Diener ein unfreundliches Wort wagen; — Michel aber ließ sich nicht beruhigen, er blieb verstockt dabei, er habe keine Zeit, müsse so schnell als möglich nach Haus und wolle daher den kürzesten Weg, wenn dieser auch etwas beschwerlicher sei, gehen. Seine Weigerung war so sonderbar, daß

in Elwinen der Verdacht erregt wurde, Michel habe vielleicht ein Stück Wild geschossen und es in der Nähe des Fußwegs, wo es von Nero leicht aufgespürt werden konnte, versteckt. Sie wollte sich darüber Gewißheit verschaffen.

„Wenn Du keine Zeit hast und mir zu Gefallen nicht ein Paar Minuten opfern kannst oder willst," so sagte sie ruhig „dann magst Du direkt nach dem Schloß durch das Gestrüpp gehen, ich aber folge dem Fußweg. Gieb nur den Rehbock in der Küche ab, sage ich schicke Dich und würde bald nachfolgen."

Ohne auf eine Antwort zu warten, schlug Elwine, Nero zu sich rufend, den Fußweg ein.

Wildmichel blieb zögernd stehen; er pfiff leise dem Hund, als dieser aber dem Pfiff gehorchte und umkehrte, rief ihn Elwine, welche dies erwartet hatte, zurück. „Nero bleibt bei mir," sagte sie sehr bestimmt. „Ich mag nicht allein in der Nacht, ohne den Schutz des Hundes, durch den Wald gehen und ich verbitte mir, daß Du ihn wieder anlockst, Michel."

„Hab' gar nicht daran gedacht!" erwiderte Michel, der seine Absicht durchschaut sah, kleinlaut. — „Wenn das Fräulein denn durchaus den Fußweg gehen will, muß ich schon folgen; ich kann Sie doch nicht in der Nacht allein gehen lassen; aber den Nero nehme ich an die Leine. Er könnte sonst einen Hasen aufspüren und dann ist er gleich toll hinterdrein und nicht wieder zurückzurufen."

Elwinen's Verdacht wurde durch diese Aeußerung Michels noch bestärkt. Hatte dieser auf dem bisherigen Wege nicht daran gedacht, den Hund an die Leine zu nehmen, — weshalb wollte er es jetzt thun? Er hatte sicherlich nur die Absicht, Nero vom Herumstreichen im Gebüsch, wo er leicht das erlegte Wild aufspüren konnte, abzuhalten. Diese Absicht beschloß Elwine zu vereiteln; — sie erwiderte: „Es ist ganz unnöthig, den Hund zu quälen; ich habe ihm seine Unart längst abgewöhnt, er folgt mir auf den ersten Ruf."

Michel wagte noch einen Einspruch, als aber Elwine diesen ganz unbeachtet ließ, Nero zu sich rief und nun, ohne sich weiter aufzuhalten, vorwärts schritt, folgte er höchst widerwillig. Sein wachsames Auge ruhte fortwährend auf dem

Hunde und jedes Mal, wenn dieser den Versuch machte, in das Gebüsch zur Seite des Weges einzudringen, rief er ihn sofort zurück. — Eine Zeit lang war sein Bemühen von dem besten Erfolg begleitet. Der Hund gehorchte jedes Mal seinem Rufe, plötzlich aber wurde das Thier sehr unruhig, — es stieß ein winselndes Heulen aus und ohne sich von dem Pfeifen und Locken Wildmichel's aufhalten zu lassen, lief es vom Wege ab in den Wald, gleich darauf heulte es fürchterlich, — es kehrte zurück, legte sich winselnd zu Elwinens Füßen, dann lief es abermals in den Wald und stieß dort von Neuem dasselbe entsetzliche Geheul aus.

„Was mag Nero dort aufgespürt haben?" fragte Elwine stehen bleibend. Sie schaute den Wildmichel bei dieser Frage forschend an, der aber vermochte den fragenden Blick nicht zu ertragen. Sein Auge senkte sich scheu zu Boden. „Was weiß ich's? Vielleicht irgend ein verendetes Thier," so erwiderte er; aber er sprach es nicht fließend, die Zunge stockte ihm, er stieß die Worte vereinzelt, abgebrochen hervor.

Elwinens Verdacht wurde jetzt zur Gewißheit. Ein Blick in Michel's verzerrte, heftig arbeitende Züge genügte ihr, um das Schuldbewußtsein des Wilddiebs zu erkennen. Was aber hatte er gethan? Sie war entschlossen, sich davon zu überzeugen. „Ich will selbst nachsehen, was es ist," sagte sie ruhig, indem sie den Weg verließ, um dem Hund in den Wald zu folgen; aber Michel hielt sie zurück; mit der Hand umklammerte er Elwinens Arm, indem er wild erregt ausrief: „Um Gottes Willen, Fräulein, bleiben Sie zurück!"

Elwine stieß seine Hand fort. „Was unterstehst Du Dich?" fragte sie erzürnt. „Weshalb soll ich nicht sehen, was das Thier hat? Hör' nur, wie gräßlich es wieder heult."

Michel war rathlos. Er wollte Elwinen nicht in den Wald dringen lassen und doch wußte er keinen Grund anzugeben, der sie hätte bewegen können, freiwillig von ihrer Absicht abzustehen, und ebenso wenig wagte er es, sie mit Gewalt zurück zu halten. Nur bitten konnte er; er that es, seine Hand zitterte, als er sie abermals auf Elwinens Arm legte und die Stimme versagte ihm fast, als er flehte, das

Fräulein möge doch ruhig nach Haus gehen, der Herr Major warte gewiß schon lange und ängstige sich, wo seine Tochter geblieben sei.

Seine Bitte war vergeblich, Elwine folgte nicht ihm, sondern dem treuen Nero, der sich abermals winselnd zu ihren Füßen krümmte und dann kläglich heulend langsam wieder durch das Gebüsch vordrang.

Als Michel sah, daß Elwine sich nicht zurückhalten ließ, daß sie in das Gebüsch ging und hinter dessen Zweigen verschwand, — stieß er einen wilden Fluch aus. Er warf den Rehbock von der Schulter, dann blieb er einen Augenblick sinnend stehen, nach kurzem Bedenken aber entschloß er sich, er folgte Elwinen.

Junge Kiefern und Birken bildeten zur rechten Seite des Weges ein verwachsenes mehr als mannshohes Dickicht, nur mühsam kam Elwine in demselben vorwärts, nach kurzer Zeit aber wurden die Büsche weniger dicht und bald darauf betrat sie eine Waldlichtung, durch welche sich der von Nordenheim nach Kabelwitz führende Fußweg schlängelte, sie wurde vom fahlen Schein des sinkenden Mondes schwach beleuchtet.

Als Elwine aus dem Gebüsch trat, übersah sie mit einem Blick die ganze Lichtung und jetzt wurde ihr das entsetzliche Geheul Nero's plötzlich in fürchterlicher Weise erklärt. — Auf dem Rasen, ganze nahe bei dem Fußwege lag ausgestreckt starr und regungslos ein menschlicher Körper, Nero umjagte denselben heulend im weiten Umkreise.

Elwine wich entsetzt zurück; „Großer Gott, was ist das?“ — rief sie erschreckt

„Was wird's sein?“ antwortete die rauhe Stimme des Wildmichel. „Wohl ein Betrunkener, der hier seinen Rausch ausschläft. — Kommen Sie, Fräulein, lassen Sie ihn liegen. — Es ist schon spät, der Mond wird bald untergehen!“

Ein Trunkener! Nein, das war unmöglich! So starr und regungslos liegt kein Lebender. — Je länger Elwine nach dem Körper hinschaute, je tiefer drängte sich ihr die Ueberzeugung auf, daß sie eine Leiche vor sich sehe und sie wurde in derselben bestätigt durch das Wesen Nero's, der bald winselnd zu ihren Füßen kroch, bald wieder kläglich

heulend in wilden Sprüngen den Körper umkreiste. Einen Trunkenen würde der gewaltige Hund wüthend angebellt haben, vor der Leiche aber fürchtete er sich, er wagte sich ihr nicht zu nahen.

Eine Leiche im Walde und Wildmichel wußte, daß sie dort lag, er hatte deshalb Bitten und Ueberredungskunst aufgeboten, um Elwinen zurückzuhalten! Ein fürchterlicher Gedanke erwachte in ihr. Hier war ein Verbrechen, ein Mord verübt worden und Wildmichel war der Mörder.

Sie schaute zu ihm auf. — Ja, er war der Mörder! Das Kainszeichen stand auf seiner Stirn. — Trotz, Verstocktheit und Entsetzen prägte sich in seinen Zügen aus. Er wagte es nicht, Elwinen ins Auge zu blicken und eben so wenig, nach der Leiche zu schauen, — sein unstätes Auge irrte über die im Mondlicht glänzenden Kiefernbüsche hin, nur die Richtung, wo der entseelte Körper lag, vermied es scheu.

Ein tiefes Grauen ergriff Elwinen. Mit dem Mörder und seinem Opfer war sie allein im Walde, fern von jeder menschlichen Hülfe. Wie muthig, ja verwegen sie auch sonst war, dieser Gedanke überwältigte sie doch fast, — ihre Glieder bebten, zum ersten Mal im Leben zitterte sie vor Furcht und Grauen. Aber sie durfte sich diesem Gefühl nicht hingeben; vielleicht war jener Unglückliche dort noch nicht aus dem Leben geschieden, vielleicht nur schwer verwundet und bewußtlos, dann mußte ihm Hülfe geleistet werden. Sie bot die ganze Kraft ihres Willens auf und es gelang ihr, die feige Furcht zu bemeistern.

Langsamen aber doch festen Schrittes ging sie, ohne zu zögern, der Leiche zu, Wildmichel folgte ihr mechanisch, — er wagte es nicht mehr, Einspruch zu erheben.

Mit jedem Schritte, welchen Elwine dem leblosen Körper näher kam, gewann dieser für sie bekanntere Formen, — jetzt hatte sie ihn erreicht, sie beugte sich über ihn und konnte in das zur Seite gewendete bleiche, vom Mondlicht beleuchtete Angesicht schauen.

„Heinrich!“ so schrie sie entsetzt aus. — „Heinrich ermordet!“

Sie wankte, ihre Sinne schwanden, sie wäre zu Boden

gesunken, wenn Wildmichels kräftiger Arm sie nicht aufrecht erhalten hätte. Diese Berührung aber gab ihr das Leben wieder, — voll Abscheu vor dem Mörder entriß sie sich seinem Arm.

Wildmichel mochte ahnen, was in ihrer Seele vorging. „Ich hab es nicht gethan, gewiß und wahrhaftig nicht! Er war schon todt, als ich ihn fand!" — So rief er; im nächsten Augenblicke aber reute ihn schon das halbe Zugeständniß welches in seiner Entschuldigung lag; in peinlicher Verwirrung und Verlegenheit stammelte er unzusammenhängende Worte: er wisse nichts von der ganzen Geschichte, der Baron sei vielleicht gar nicht todt, nur betrunken, — dann aber brach er plötzlich ab, denn jedes Wort, das fühlte er, konnte nur den Verdacht gegen ihn steigern.

Elwine rang nach Fassung. Mit gewaltiger Geisteskraft bekämpfte sie ihr Entsetzen und ihren Abscheu — Sie beugte sich abermals zu der Leiche nieder. — Hier war keine Hoffnung auf Rettung mehr, — das Auge war gebrochen, die Stirn, auf welche sie ihre Hand legte, eisig kalt. — Er war todt und daß er ermordet worden sei, darüber konnte sie nicht im Zweifel bleiben. Der helle Sommerrock, mit welchem der Leichnam bekleidet war, zeigte an der linken Seite einen dunklen Blutflecken und auf dem Rasen zog sich ein schwarzer Blutstreif bis zu einer kleinen Vertiefung im Boden, die ganz mit Blut gefüllt zu sein schien.

Mit scheuen Blicken schaute Elwine nach dem Wildmichel. Der stand regungslos nicht fern von ihr, noch immer wagte er die Leiche nicht anzuschauen, noch immer rang er vergeblich nach Fassung.

Was sollte Elwine beginnen? Sie durfte dem Mörder nicht verrathen, daß sie Verdacht gegen ihn hege; war es doch schlimm genug, daß ihm ihr erstes unwillkürliches Losreißen aus seinem Arm schon ihre Gedanken halb entschleiert hatte, sie bedurfte Michel's Hilfe, um die Leiche, die sie nicht im Walde lassen durfte, nach Schloß Kabelwitz zu bringen. Ihren Abscheu gegen den Mörder mühsam überwindend sagte sie mit schwer errungener Ruhe:

„Mein armer, armer Heinrich! Er ist schändlich gemordet worden, Michel!"

„Ich war es wirklich nicht, Fräulein!“ rief Michel abermals sich vergessend unwillkürlich aus.

„Wer denkt an Dich, Michel? — Ich weiß ja am besten, daß Du auf der Jagd warst, als der niederträchtige Mord geschah. Habe ich Dich nicht bei dem erlegten Rehbocke getroffen?“

Michel athmete von einer schweren Angst befreit leichter auf. „Ja, auf der Jagd war ich, Sie können es bezeugen!“ rief er erfreut. „Nicht mit einem Schritt bin ich hier in die Nähe gekommen, gewiß und wahrhaftig nicht; ich kann es beschwören.“

Elwine wurde von Abscheu und Ekel gegen den frech leugnenden Mörder ergriffen, aber sie gab sich diesem Gefühl nicht hin, — mit einer Ruhe, welche unter den gegebenen Verhältnissen fast unnatürlich erschien, fuhr sie fort: „Wir dürfen die Leiche nicht hier im Walde lassen, Michel, — wir müssen sie nach dem Schloß bringen. Ich bin kräftig, ich werde Dir helfen, meinen armen Heinrich nach dem Schloß zu tragen.“

„Nicht um die Welt faß ich die Leiche an! Die Wunde könnte sich wieder öffnen!“ rief Michel entsetzt.

Der unwillkürliche Ausruf gab einen neuen Beweis seiner Schuld. Er fürchtete, daß bei seiner Berührung sich die Wunden des Ermordeten öffnen könnten und dies geschah nach dem in der Gegend herrschenden Aberglauben, wenn der Mörder die Leiche seines Opfers berührte. Elwine gab sich keine Mühe, Michel zu überreden, sie kannte ja das abergläubische Landvolk ihrer Heimath und wußte, daß bei demselben jedes vernünftige Wort vergeblich sei, daß Michel um keinen Preis die Leiche berühren werde.

„Dann bleibt nichts übrig, als daß Du nach Sortau eilst, um Leute herbeizuholen, — es sind kaum 10 Minuten bis dahin, — in spätestens einer halben Stunde kannst Du zurück sein.“

„Und Sie, Fräulein, wollen hier im Walde in der Nacht mit der Leiche allein bleiben?“ fragte Michel erstaunt.

„Ich bleibe hier unter Nero's Schutz!“ entgegnete Elwine fest. — „Ich fürchte nichts. Eile Dich, Michel, in einer halben Stunde mußt Du zurück sein.“

Michel blickte das muthige Mädchen mit wahrer Bewunderung an. Er wagte keinen weiteren Einwand, ohne Widerspruch gehorchte er. Mit großen Schritten ging er über die Lichtung; — als er den Waldrand erreicht hatte, schaute er sich um; da sah er, daß Elwine sich zu der Leiche herabbeugte, daß sie einen Kuß auf die weiße Stirn des Todten drückte. Schaudernd wandte der Wilddieb sich ab, — seine Knieen zitterten, er mußte sich an einen Baum stützen, um sich aufrecht zu erhalten; bald aber gewann er seine Fassung wieder, und nun drang er in den Wald, quer durch denselben eilte er, so schnell ihn seine Füße tragen konnten, in der Richtung nach Sortau fort.

VII.

Fritz Stern eilte dem traurigen Zuge entgegen, den Elwine dem Schloß zuführte, — er athmete erleichtert auf, als er schon von ferne sah, daß eine weibliche Gestalt den Trägern der Bahre, auf der der leblose Körper ausgestreckt lag, voran ging.

„Elwine!" rief er laut, freudig erregt.

„Ich bin's, Fritz!" so antwortete die theure Stimme. Fritz Stern hätte laut aufjubeln mögen, so glücklich fühlte er sich in diesem Augenblicke; Elwine war nicht krank, nicht todt. — Aber ein Blick auf die näher kommende Bahre und die auf ihr liegende leblose Gestalt, deren Umrisse er jetzt schon deutlicher erkannte, erstickte seine Freude. — „Was ist geschehen?" so rief er fragend.

Elwine antwortete nicht, — sie eilte der Bahre, welche vier Männer trugen, schnellen Schrittes voran. Sie erinnerte sich des Entsetzens, welches sie selbst beim plötzlichen Anblick von Heinrich's Leiche ergriffen, ihres jähen Schreckens, der ihr fast das Bewußtsein geraubt hatte; — sie hätte Fritz gern vorbereitet auf das Entsetzliche, aber die Worte fehlten ihr, als sie jetzt vor ihm stand und seine Hand ergriff. Mit der Macht ihres starken Willens hatte sie bisher sich kräftig erhalten, selbst in jener fürchterlichen Stunde, die sie allein im Walde bei der Leiche hatte zubringen müssen; — jetzt aber, als sie dem Geliebten die Trauerbotschaft überbringen

sollte, brach sie zusammen. Krampfhaft schluchzend sank sie in seinen Arm.

„Elwine, was ist Dir? Was ist geschehen? Beruhige Dich, sage es mir! Spanne mich nicht auf die Folter!" — So fragte Fritz Stern ängstlich; aber er erhielt nur ein krampfhaftes Schluchzen zur Antwort, — Elwine war unfähig, ein Wort zu sprechen, — sie klammerte sich an ihn und verbarg weinend das Gesicht an seiner Brust.

Die Träger der aus Kiefernzweigen roh zusammengefügten Bahre waren inzwischen näher gekommen; — sie setzten die Bahre nieder und einer der Männer trat zu Fritz, den er, den Hut abnehmend, freundlich grüßte. — „Das ist eine gräuliche Geschichte, Herr Doctor!" sagte er. War auch die Aeußerung nicht fein, der Ton, in welchem sie gesprochen wurde, war gütig und theilnahmvoll.

Fritz erkannte in dem Manne einen Nordenheimer Knecht, der auf dem Vorwerk Sortau arbeitete. — „Was ist geschehen, Hans?" fragte er. „Kann ich dem Menschen, den Ihr da bringt, noch helfen?"

Er wollte zu der Bahre eilen, Elwine aber ließ ihn nicht fort, — sie umklammerte ihn fester.

„Dem können Sie nicht mehr helfen, Herr Doctor!" erwiderte Hans traurig. — „Es ist zu spät, er ist wohl schon manche Stunde todt."

„Wer ist er?"

Hans nahm den Hut ab und strich verlegen das struppige Haar; aber was half's, antworten mußte er, so schwer es ihm auch wurde.

„Einmal erfahren müssen Sie es doch, Herr Doctor," sagte er theilnahmvoll. „Das Unglück ist ja mal geschehen. Es ist unser gnädiger Herr! Das gnädige Fräulein hat ihn todt in der Heide gefunden. Er ist ermordet worden."

Fritz riß sich aus Elwinen's Arm los, er stürzte auf die Bahre zu und warf sich neben derselben auf den Boden nieder. Einer der Männer beleuchtete mit der Laterne die Leiche, so trübe das Licht in derselben brannte, es genügte doch, um Fritz Stern beim ersten Blick in die Züge des Todten erkennen zu lassen, daß jede Hoffnung vergeblich sei. Der dunkle Blutfleck an der linken Seite deutete ihm die

Stelle, wo Heinrich verwundet war; er riß das Hemd auf, eine kleine unter der Masse des geronnenen Blutes fast verborgene Wunde zeigte sich seinem geübten Auge, eine Schußwunde. Das Herz mußte durchbohrt, der Tod mußte augenblicklich erfolgt sein.

Nur einen Augenblick gab sich Fritz dem überwältigenden Schmerz hin, er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Elwine sah, daß zwischen den geschlossenen Fingern die Thränen hindurchquollen, dann aber richtete er sich kräftig auf. „Tragt die Leiche langsam nach dem Schloß," sagte er zu den Trägern gewendet mit einer fast unnatürlichen Ruhe: „legt sie in meinem Zimmer auf das Bett. Wir Beide aber," fuhr er zu Elwinen gewendet fort, „müssen zu Deinem Vater eilen, um ihn vorzubereiten auf die entsetzliche Nachricht; ich hoffe, er wird sie leichter tragen als ich, da sie im Augenblick des höchsten Wonnegefühls, als ich Dich gesund erblickte, mich traf."

Er ergriff Elwinens Arm und schnellen Schrittes eilte er dem Schloß zu; plötzlich aber blieb er stehen. „Hast Du eine Ahnung, wer der Mörder sein kann?" fragte er mit rauher Stimme.

„Ich glaube es zu wissen, — aber — — —"

„Also nur ein Verdacht! Aber ich muß ihn kennen. Sprich den Namen aus!"

„Der Wildmichel," erwiderte Elwine zögernd.

„Der Wildmichel!" sagte Fritz sinnend. „Er hatte freilich Grund, meinen armen Heinrich zu hassen, aber —" Er vollendete den Satz nicht. Er hatte einen andern Namen zu hören erwartet; der Verdacht, daß Graf Sarentin der Mörder seines Bruders sei, war plötzlich in ihm aufgestiegen, ohne daß er doch im Entferntesten einen Grund dafür gehabt hätte. Nur ein unklares Gefühl, der Widerwille, den er gegen den Grafen fühlte und die Erinnerung an dessen eigenthümliches Benehmen während des verflossenen Abends hatte ihn verleitet.

Er blieb noch eine kurze Zeit sinnend stehen, dann wendete er sich zu den Trägern der Bahre, die mit dieser nachgekommen waren: „Ich weiß, daß ich mich auf Dich

verlassen kann, Hans," sagte er, „Du wirst meine Befehle pünktlich befolgen."

„Gewiß, Herr Doctor."

„Nachdem Ihr die Leiche meines Bruders auf mein Bett gelegt habt, entfernen sich Deine Kameraden, sie sollen morgen ihren Lohn haben; Du aber bleibst als Wächter bei der Leiche vor der Thür des Zimmers. Niemand darf zu dem Todten! Du stehst mir dafür, daß Niemand die Leiche sieht oder gar berührt, den ich nicht zu derselben führe. Hast Du mich verstanden?"

„Ja wohl, Herr Doctor, kein Mensch soll einen Schritt in das Zimmer thun, bis Sie es erlauben. Verlassen Sie sich auf mich."

„Jetzt, Elwine, zu Deinem Vater," sagte Fritz, Elwinens Arm nehmend und sie eiligst dem Schloß zuführend. „Die Gründe, welche Du für Deinen Verdacht hast, wirst Du mir später mittheilen, nur mir, keinem Menschen weiter. Willst Du mir dies versprechen?"

„Weshalb nur Dir, Fritz?"

„Erlaß mir den Grund. Ich habe mir geschworen, den Mörder meines armen Heinrich zu entdecken und zur verdienten Strafe zu ziehen. Ich werde meinen Eid halten; aber kein Unschuldiger soll unter einem vielleicht falschen Verdachte leiden. Wildmichel kann unschuldig sein!"

„Ich glaube es nicht, Fritz!" entgegnete Elwine traurig.

„Er kann es sein, sagte ich. Ich kenne ja Deine Verdachtsgründe noch nicht; wie schwerwiegend sie aber auch sein mögen, sie können dennoch trügen; überlaß es mir, Elwine, zu beurtheilen, ob Du Deinen Verdacht ganz für Dich behalten oder anderweitig mittheilen sollst. Vertraust Du mir?"

„Ja, Fritz, von ganzem Herzen! Ich verspreche Dir, Deinen Wunsch zu erfüllen."

Sie gingen schweigend weiter, bald war das Schloß erreicht.

Fritz eilte Elwinen voran; als er in das Wohnzimmer trat, fand er den Major kraftlos in sich zusammengesunken, unfähig, sich zu erheben, in seinem Lehnsessel: „Sie ist todt!" sagte er mit leiser Stimme, als er Fritz erblickte und

in dessen schmerzlich bewegten Zügen die Botschaft eines großen Unglücks las.

„Nein Onkel, Elwine lebt!" erwiderte Fritz, der seinem Oheim nahe trat und dessen Hand ergriff. Er stellte sich dabei absichtslos so, daß er dem Grafen Sarentin den Rücken zuwendete, ihn aber trotzdem genau beobachten konnte, denn ein an der Wand hängender Spiegel zeigte ihm das Bild des Grafen, der am Fenster stand und nach den sich dem Schlosse nähernden Trägern der Leiche Heinrich's schaute. Als Fritz eintrat, drehte sich Sarentin halb um, ohne doch den Blick ganz von dem Bilde, welches sich dort unten vor ihm entwickelte, abwenden zu können. Er konnte jetzt deutlich erkennen, daß vier Männer auf einer rohen Bahre einen Leichnam trugen, ein fünfter leuchtete ihnen mit der Laterne. Jetzt waren sie vor dem Schloßthor unmittelbar unter dem Fenster, aus welchem Sarentin schaute, angelangt, zwei Diener mit Lichtern in den Händen traten ihnen entgegen, sie beleuchteten das bleiche Gesicht des Todten, — Heinrichs von Nordenheim. — Einen Schreckensruf ausstoßend wich der Graf vom Fenster zurück, er wandte das Gesicht von dem gräßlichen Anblick ab. — „Um Gotteswillen, Herr Doctor;" — so rief er, — „martern Sie uns nicht mit so entsetzlicher Ungewißheit, sagen Sie uns, was ist geschehen?"

Fritz achtete scheinbar gar nicht auf den Ausruf des Grafen, den er aber im Spiegel unausgesetzt beobachtete; zu seinem Oheim gewendet fuhr er fort: „Elwine lebt, sie ist gesund; aber ein großes Unglück ist geschehen!"

Der Major richtete sich durch die Freude gekräftigt empor. Sein Kind lebte! Jedes andere Unglück konnte er ertragen, dies las Fritz in seinen Zügen, unbesorgt konnte er ihm ohne weitere Vorbereitung mittheilen, was geschehen, — er that es mit kurzen Worten, indem er das Auge fest auf das Spiegelbild des Grafen richtete. Er hatte erwartet, daß dieser bei der Nachricht, daß Elwine den Ermordeten gefunden habe, zusammen zucken würde, aber er sah sich getäuscht, die bleichen, abgespannten Züge Sarentin's blieben regungslos, und auch als Elwine jetzt in das Zimmer trat, als sie berichtete, wie sie, durch Nero nach der Waldblöße

gelockt, dort den Leichnam im Blute liegend gesehen und Heinrich von Nordenheim erkannt habe, zeigte sein Gesicht keine andere Veränderung, als die, welche wohl jeder Unbetheiligte bei einer solchen Unglücksbotschaft gezeigt haben würde. Er war tief, aber nicht unnatürlich bewegt.

Als Elwine ihre kurze Erzählung beendet hatte, — von dem Wildmichel hatte sie nur erwähnt, daß sie ihn im Walde getroffen und nach Sortau entsendet habe, um Hilfe herbeizuholen, — näherte sich der Graf dem Major, er ergriff dessen Hand und drückte sie theilnahmvoll, indem er sagte:

„Herr Major, ich weiß Ihren tiefen Schmerz zu würdigen, war mir doch der Baron Heinrich auch ein theurer Freund, dem ich zu höchstem Dank verpflichtet bin. Ich bin nicht weniger tief erschüttert von dem entsetzlichen Mord als Sie; aber ich fühlte, daß ich in einem solchen Augenblick kein Recht habe, in Ihrem Familienkreis zu weilen. Die Gegenwart jedes Fremden könnte Sie nur stören. Ich werde Sie verlassen und sofort nach der Stadt zurückkehren."

Der Major war über die Rücksicht, welche der Graf offenbar auf Fritz und Elwine nahm, erfreut, er fand seinen Entschluß durchaus gerechtfertigt und war um so mehr erstaunt, als Fritz Stern sich jetzt an den Grafen wendete und mit ruhiger Höflichkeit sagte:

„Sie stören uns durchaus nicht, Herr Graf, ich bitte Sie im Gegentheil recht dringend, bleiben Sie bei uns. Ihre Gegenwart ist sogar in Kabelwitz unumgänglich nöthig. Wir werden Ihrer Hilfe bei der Nachforschung nach dem Mörder meines armen Bruders bedürfen und ich bin überzeugt, Sie werden uns dieselbe nicht versagen."

„Gewiß nicht," entgegnete der Graf, „gerade deßhalb wollte ich nach der Stadt eilen, um dort zu veranlassen, daß sofort energische Maßregeln zur Entdeckung des Verbrechers ergriffen werden; wenn Sie aber wünschen, daß ich hier bleibe, füge ich mich. Ich stelle mich ganz zu Ihrer Verfügung, Herr Doctor Stern."

„Dann bitte ich Sie, bleiben Sie in Kabelwitz zum Troste meines Onkels und zu meiner Unterstützung."

„Ganz, wie Sie wünschen, aber Sie werden gestatten

daß ich mich jetzt wenigstens auf mein Zimmer zurückziehe. Sobald Sie mich gebrauchen, stehe ich zu Ihrer Verfügung. Seien Sie versichert, Herr Doctor Stern, daß, was auch früher zwischen uns gelegen haben mag, die Erinnerung daran durch das heutige entsetzliche Ereigniß in mir verlöscht ist!“

Fritz Stern verbeugte sich förmlicher, als die freundlichen Worte des Grafen es verdienten, er konnte noch immer den Widerwillen gegen den Verhaßten und den Argwohn, den er ohne Gründe dafür zu haben, hegte, nicht überwinden. Er fühlte sich wahrhaft erleichtert, als der Graf, nachdem er sich von dem Major freundschaftlich verabschiedet und auch Elwinen die Hand gegeben hatte, sich entfernte.

Fritz ging lange sinnend in dem geräumigen Zimmer auf und nieder; er vergegenwärtigte sich noch ein Mal die Ereignisse des vergangenen Tages; immer wieder drängte sich ihm der Verdacht auf, daß der Graf der Mörder seines Bruders sei. Sarentin hatte zu der Zeit, wo der Mord geschehen sein mußte, einen Spaziergang in der Sortauer Heide gemacht, er war mit einer Büchse bewaffnet gewesen und bei seiner Rückkehr hatte er sich so seltsam aufgeregt gezeigt, daß dies Fritz sogleich aufgefallen war. Damit aber waren alle Verdachtsgründe, welche Fritz gegen den Grafen hegte, erschöpft und er mußte sich selbst gestehen, daß sie nur äußerst schwach seien. Hatte er denn überhaupt ein Recht, einen solchen Verdacht zu hegen? Elwine hatte ihm ihre Ueberzeugung ausgesprochen, daß der Wildmichel der Mörder sei, er kannte ihre Gründe noch nicht; aber jedenfalls war dem verrufenen Menschen eine solche That eher zuzutrauen, als dem Grafen und doch hatte er Elwine vor einem vorschnellen Verdacht gewarnt. Wer aber auch der Mörder sein mochte, jedenfalls durfte kein Augenblick versäumt werden, um ihn zu entdecken; nur auf die Mittel, welche zu diesem Zweck angewendet werden konnten, durfte, Fritz jetzt denken und er that es, indem er sich selbst sagte, daß ein vorschneller, vielleicht falscher Verdacht sehr leicht dahin führen könnte, den wirklichen Thäter zu sichern.

Ueber die ersten Schritte, welche gethan werden mußten, war Fritz Stern schnell mit sich einig; er wandte sich

an den Major, der nicht gewagt hatte, ihn in seinem Sinnen zu unterbrechen. „Ich habe mir überlegt, Onkel, was wir zunächst zu thun haben," sagte er. „Wir dürfen nicht zögern, sofort Anzeige von dem Morde beim Gerichte zu machen; ich werde deshalb einen reitenden Boten nach P. . . . entsenden, der dem Gerichts-Director Mittheilung von dem, was hier vorgegangen ist, überbringt. Morgen früh wird dann wahrscheinlich eine Gerichts-Commission hier eintreffen, um die Untersuchung zu beginnen; — aber ich habe kein Vertrauen zu den Herren in P. . . .; sie haben bei den zahlreichen schweren Verbrechen, deren Schauplatz seit Jahren die Sortauer Heide gewesen ist, sich stets so langsam und schwerfällig gezeigt, daß es ihnen nur selten gelungen ist, die Thäter zu entdecken und zur Strafe zu ziehen. Heinrich's Mörder soll nicht der Saumseligkeit träger Beamten die Straflosigkeit verdanken! Ich will die Untersuchung in die Hand eines Mannes legen, der sicher die Wahrheit an den Tag bringen wird, wenn es ein Mensch vermag. Mit dem Boten schicke ich sogleich ein Telegramm an den Polizeirath Richter nach P. . . . und bitte ihn, sofort hierher zu kommen. Es ist jetzt 10 Uhr, in einer halben Stunde kann der Bote in P. . . . sein, er bestellt dort Extrapost und läßt sie am Bahnhof halten; um 12 Uhr geht der Courierzug aus A. . . ab, er trifft vor ¾1 Uhr in P*** ein und um ¼ nach 1 wird der Polizeirath Richter in Schloß Kabelwitz ankommen, um die Nachforschungen nach dem Mörder zu beginnen. — Habe ich Deine Erlaubniß, so zu verfahren, Onkel?"

„Ich habe kein rechtes Vertrauen zu diesem Polizeirath Richter; aber wenn Du es hegst, darf ich Dich nicht abhalten, ihn herbeizurufen. Thue was Du willst."

Fritz war entschlossen und ließ sich auch durch die Einrede des Oheims vom schnellen Handeln nicht abhalten. Der Jäger Franz, der intelligenteste und zuverlässigste Diener des Majors, erhielt den Auftrag, ein Pferd zu satteln, nach P. . . zu reiten und dabei die Sporen nicht zu sparen. Während Franz sattelte, schrieb Fritz folgendes Telegramm an den Polizeirath Richter nieder: „Mein Bruder ermordet. Mörder unbekannt. Kommen Sie sofort nach Kabelwitz.

Wagen wartet auf Bahnhof P*** Fritz Stern." Mit diesem Telegramme und dem Befehl, es, sowie er nach P*** komme, aufzugeben, dann zunächst die Extrapost zu bestellen und zuletzt erst den Direktor des Gerichts aufzusuchen und ihm mündlich Mittheilung von der Mordthat zu machen, jagte Franz 5 Minuten später im Galopp aus dem Kabelwitzer Schloßthor den Weg nach P*** entlang.

VIII.

Bange Stunden vergingen für Fritz und Elwine. Der Major, der durch die Angst um seine Tochter und den Schreck, welchen er gehabt hatte, als er glaubte, ihre Leiche werde in den Schloßhof getragen, aufs Aeußerste erschöpft war, ließ sich zwar nicht bewegen, sich zur Ruhe niederzulegen; aber er war in der Sophaecke eingeschlummert; Elwine saß neben ihm, noch schlummernd hielt er ihre Hand, die er nicht aus der seinigen gelassen hatte. Fritz Stern ging bald ruhelos im Zimmer auf und nieder, bald wieder setzte er sich zu Elwinen, die ihm jetzt erst mit leiser Stimme, um den Vater nicht zu erwecken, erzählte, was sie im Walde erlebt hatte, von der ersten Begegnung mit Wildmichel an bis zu dem Augenblick, wo sie im Schloßhof Fritz begrüßt hatte. Ihr treues Gedächtniß unterstützte sie bei dieser Erzählung und während derselben erinnerte sie sich noch mancher Aeußerungen Wildmichel's, welche ihr anfangs nicht aufgefallen waren, jetzt aber nur dazu dienten, den Verdacht gegen ihn zu verstärken.

Fritz konnte sich nicht verhehlen, daß Elwinens Verdachtsgründe gegen den Wildmichel schwerwiegende seien, überzeugt aber war er trotzdem nicht, denn immer wieder tauchte in ihm der Verdacht gegen den Grafen auf und wie sehr er sich bemühte, sich selbst klar zu machen, daß nur aus seinem Widerwillen gegen Sarentin der Glaube, dieser könne der Mörder Heinrich's sein, entstanden sei, so vermochte er doch nicht, das Gefühl, welches ihn bewegte, zu unterdrücken. Der Verstand sagte ihm, daß sein Verdacht ganz ungerechtfertigt sei, das Gefühl aber hielt ihn aufrecht. Er war unwillig über sich selbst, daß er sich von solchem Vorurtheil

beherrschen lasse; aber er kämpfte vergebens gegen dasselbe an. Um sich selbst zu besiegen, forschte er Elwinens Verdachtsgründen gegen den Wildmichel näher nach, und je mehr er es that, je mehr mußte er sich sagen, daß kaum ein Zweifel an dessen Schuld bleibe. Plötzlich erinnerte er sich, daß er den Wildmichel unter den Trägern der Leiche auf dem Schloßhofe nicht bemerkt hatte, — er fragte Elwinen, aber sie wußte keine Auskunft zu geben. Wildmichel hatte 5 Knechte, von denen Einer eine brennende Laterne trug, aus Sortau herbeigeholt, er hatte ihnen fleißig geholfen, mit dem Beil Kiefernzweige abzuhauen und eine Tragbahre zu machen, dann aber hatte er es den Knechten überlassen, ihren todten Herrn nach Kabelwitz zu tragen, er selbst hatte nicht mit Hand angelegt, er war neben Elwinen hinter der Bahre hergegangen. Kurz vor dem Hofthor hatte ihn Elwine noch gesehen, dann aber nicht mehr auf ihn geachtet und erst bei der Frage, welche Fritz that, fiel es ihr auf, daß er nicht mit in den Hof gekommen war, sondern sich ohne Abschied zu nehmen entfernt hatte.

Wer war der Mörder? Wildmichel oder der Graf? Fritz Stern vermochte trotz aller Gründe, welche für des Ersteren Schuld sprachen, doch nicht den Zweiten freizusprechen; aber er hütete sich wohl, gegen Elwinen seinen Verdacht zu äußern, dem Polizeirath wollte er ihn mittheilen und dessen Ankunft erwartete er mit brennender Sehnsucht.

Er sollte nicht vergeblich warten. Die Schloßuhr schlug gerade ein Viertel nach Ein Uhr, da rasselte ein Wagen über das Pflaster des Schloßhofes, er hielt vor dem Thor und Fritz, der schnell die Treppe hinabeilte, begrüßte mit einem herzlichen Händedruck einen kleinen, dicken Mann, der eben mit Hilfe des Jägers Franz aus dem Wagen herausgestiegen war.

„Böse Geschichte, lieber Doctor!“ sagte der kleine Herr, die beiden Hände seines jungen Freundes ergreifend und derb schüttelnd. — „Herzliche Theilnahme! Jedes weitere Wort darüber überflüssig. — Kann Ihnen keinen Trost geben, werde Ihnen aber helfen, den Mörder zu entdecken. Bekam Telegramm, fuhr zum Polizei-Präsidenten, ließ mir

Vollmacht geben, die Voruntersuchung zu leiten, Befehl des Justizministers an Gerichts-Direktor in P** folgt morgen. Alles in Ordnung. — Fuhr zur Bahn, — hier bin ich. Der Jäger hat mir unterwegs schon Alles erzählt, was er wußte. — Will nur Herrn Major von Streit meinen Respekt bezeugen, dann sofort an's Werk. — Ist doch wohl nicht zu Bett gegangen der Herr Major? Kann ich ihn sprechen?"

„Ja wohl, ich führe Sie zu ihm."

Fritz schritt voran nach dem Wohnzimmer, der Polizeirath folgte ihm. Der Major und Elwine wurden nicht wenig überrascht, als sie den berühmten Polizisten, von dem sie sich ein ganz anderes Bild gemacht hatten, erblickten. In diesem kleinen, dicken, gutmüthigen Mann, der so behäbig die Hände über den Bauch faltete und dabei so seltsam unzusammenhängend und abgebrochen sprach, daß er oft schwer verständlich war, hätten sie niemals den berühmtesten Polizei-Beamten der Residenz, dem stets die polizeiliche Voruntersuchung der schwierigsten Criminalfälle anvertraut wurde, vermuthet. — Der Polizeirath hatte ganz das Aeußere eines behäbigen Spießbürgers, er schien so ruhig und phlegmatisch, daß Niemand ihm die rastlose Rührigkeit, mit welcher er unermüdlich die Spuren eines Verbrechers verfolgte, zugetraut haben würde. Auch wenn er sprach, stieß er die kurz abgebrochenen Worte und Sätze nur langsam hervor, er schloß dabei fast die Augen und es war seine stete Gewohnheit, die Hände über dem Bauch zu falten. Gerade diese Eigenthümlichkeit des Polizeiraths, welche seiner Amtsthätigkeit zu widersprechen schien, machte ihn für dieselbe besonders geeignet. — Wenn er mit seiner gutmüthigen Art einen Verbrecher verhörte, erzielte er häufig Erfolge, wo alle andern Criminal- und Polizei-Beamten ihre Anstrengungen schon fruchtlos erschöpft hatten. — Ihm wurden oft von den verstocktesten Missethätern Geständnisse abgelegt, obgleich er niemals zu Zwangsmitteln griff; sein eigenthümliches Wesen, die harmlose Gutmüthigkeit, welche er auch dem schwersten Verbrecher gegenüber zeigte, flößte Vertrauen ein, die von ihm Verhörten verloren nach und nach die Zurückhaltung, sie ließen sich, da der Polizeirath sie niemals zu einem Ge-

ständniß drängte, häufig gehen und ohne es zu ahnen, gaben sie durch irgend eine unbedachte Aeußerung den Anhaltepunkt zu weiteren Forschungen. Sie ahnten es nicht daß der harmlose kleine Mann, der ihnen gegenüber saß, der eher gutmüthig mit ihnen plauderte, als daß er sie verhörte, auf jedes Wort, ja auf jede Bewegung, jeden Blick von ihnen achtete, daß ihm nichts entging, und daß er mit einem wahrhaft bewundernswerthen Scharfsinn aus der unscheinbarsten Andeutung überraschende und fast immer zutreffende Schlüsse zog.

Der Polizeirath übte stets den Grundsatz, ein Verbrechen, wenn irgend möglich, auf frischer Spur zu verfolgen, bei den Verhören hingegen sich niemals zu übereilen. Der dicke, bequeme Mann, der, wenn es nicht nothwendig war, nur ungern sich bewegte, konnte ruhelos Tage und Nächte hindurch thätig sein, wenn es galt, einem verborgenen Verbrechen nachzuspüren. Mit wunderbar ausdauernder Kraft überwand er dabei die Schwerfälligkeit seines Körpers, sobald er aber die gesuchte Spur gefunden hatte, überließ er sich gern wieder der ihm lieben Ruhe und Bequemlichkeit.

Als der Polizeirath von Fritz dem Major vorgestellt wurde, verbeugte sich dieser mit vornehmer Höflichkeit, er hegte von vornherein ein durch die Nachricht über den Grafen Sarentin erzeugtes Vorurtheil gegen den Polizisten, welches durch dessen Erscheinung noch bestärkt wurde.

„Komme in einer traurigen Angelegenheit, Herr Major,“ sagte der Polizeirath, „versichere Ihnen meine innigste Theilnahme. Werde einige Tage Ihre Gastfreiheit in Anspruch nehmen müssen, wünsche Sie aber so wenig als möglich zu stören. Bitte nur um ein kleines Zimmerchen für mich und einen Schlafraum für den Sergenten Weirauch. Habe ihn mitgebracht für alle Fälle. Tüchtiger Mann! muthig, schlau, thätig, dabei freundlich, bescheiden.“

Der Major rief durch die Klingel den Jäger.

„Georg, führe den Herrn in das blaue Zimmer; für den Sergenten bereite ein Bett in der anstoßenden Kammer.“

Zu dem Polizeirath gewendet fuhr der Major fort:

„Es versteht sich von selbst, daß ich Ihnen mein Haus zur Disposition stelle. Allen Ihren Anordnungen soll pünktlichst Folge geleistet werden, nur hoffe ich, daß diese mit einiger Rücksicht auf mich und meine Tochter, sowie auf einen lieben Gast, der sich in Kabelwitz befindet, auf den Grafen Sarentin, verbunden sein werden."

„Werde jede mögliche Rücksicht nehmen, Herr Major! Wünsche Sie in Ihrer Ruhe nicht zu stören und will mich Ihnen für diese Nacht gehorsamst empfehlen. Wenn aber das gnädige Fräulein nicht zu sehr angegriffen von dem entsetzlichen Ereigniß sind, würde ich gern noch einen kurzen Bericht über dasselbe hören. Erleichtert vielleicht meine Nachforschungen für morgen bei Tagesanbruch."

Elwine erklärte, daß sie durchaus nicht zu angegriffen und also bereit sei, ihren Bericht zu erstatten, sobald ihr Vater, dem Ruhe dringend Noth thue, sich in sein Schlafzimmer zurückgezogen habe. Der Major war hiermit einverstanden, er fühlte sich so krank und matt, daß er gern dem Wunsche seiner Tochter folgte, diese führte ihn, nachdem er sich sehr herzlich von Fritz, sehr kalt und vornehm von dem Polizeirath verabschiedet hatte, nach seinem Schlafgemach, dann kehrte sie zurück und erzählte nun noch ein Mal die Erlebnisse des vergangenen Abends. Da Fritz sie bat, auch die scheinbar unbedeutendsten Kleinigkeiten nicht zu vergessen, sondern dem Polizeirath einen ebenso genauen Bericht abzustatten, wie früher ihm selbst, verschwieg sie nichts von ihrer Begegnung mit dem Wildmichel. Sie sprach zwar nicht direkt gegen diesen einen Verdacht aus, da sie aber dessen Bemühungen, sie von dem Betreten des Waldweges abzuhalten und Nero anzulocken, sein räthselhaftes Benehmen beim Auffinden der Leiche mit lebendigen Farben schilderte, ergab sich dieser Verdacht aus dem, was sie sagte und wie sie es sagte, von selbst.

Der Polizeirath hörte Elwinens Erzählung, ohne sie zu unterbrechen, mit an. Hier und da schrieb er in stenographischer Schrift eine kurze Bemerkung in sein Taschenbuch, dann saß er wieder schweigend, horchend mit dicht zusammengekniffenen Augen da. Nur als Elwine erzählte, daß sie den Wildmichel nach Sortau geschickt habe und allein als Wäch-

terin bei der Leiche zurückgeblieben sei, konnte er einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken. „Eine Heldin!“ rief er aus, gleich darauf aber lehnte er sich wieder in das weiche Kissen des Sessels zurück und die Augen fester zusammen kneifend hörte er zu, ohne noch ein Wort zu sagen, bis Elwine ihren Bericht damit schloß, daß der Wildmichel, der sie bis zum Hofthor begleitet habe, plötzlich ohne Abschied verschwunden sei, als die Träger in den Schloßhof eintraten.

Fritz ergänzte Elwinens Erzählung durch die Mittheilung, daß er die Leiche auf sein Zimmer habe tragen lassen, dort ruhe sie unter der Obhut des Knechtes Hans, dem er Befehl ertheilt habe, Niemand den Eintritt in das Zimmer zu gestatten.

„Und weshalb dieser Befehl,“ fragte der Polizeirath die Augen noch fester zusammenkneifend.

Fritz antwortete nicht gleich. Die kurze Frage brachte ihn in Verlegenheit. Hatte er denn ein Recht, dem Polizeirath seinen auf so schwachen oder vielmehr auf fast gar keinen Gründen beruhenden Verdacht gegen den Grafen Sarentin mitzutheilen? Er schämte sich desselben fast und doch hatte er die Pflicht, Alles, was zur Entdeckung des Verbrechens dienen konnte, dem scharfsichtigen Criminalisten zu sagen. Er erwiederte daher nach kurzem Zögern: „Ich hielt es für möglich, daß vielleicht eine im Hause weilende Person bei dem Verbrechen betheiligt sei und daß es in deren Interesse liegen könne, sich der Leiche zu nahen.“

„Fritz!“ rief Elwine erstaunt und vorwurfsvoll.

Der Polizeirath öffnete die kleinen Augen ein wenig. Sein forschender Blick flog von Fritz zu Elwinen, im nächsten Augenblick aber saß er wieder so regungs- fast theilnahmlos, wie vorher. „Haben also auch einen Verdacht? — Hm, will nicht in Sie dringen, — wäre aber vielleicht gut, wenn Sie ihn mittheilten. Hat aber Zeit, vielleicht später!“

„Nein, jetzt, im Augenblick, Fritz!“ rief Elwine erregt. „Ich fordere es von Dir. Auf keinem, der unter meines Vaters Dache weilt, darf ein solcher schmählicher Verdacht ruhen, ohne daß Du die Gründe dafür angegeben hättest. Du bist es mir schuldig, mir zu vertrauen, wie ich Dir vertraue.“

„Du hast Recht, Elwine, es soll geschehen! Mein Verdacht trifft den Grafen Sarentin.“

Elwine fuhr entsetzt zurück. „Um Gotteswillen Fritz,“ — so rief sie aus, — „wohin führt Dich Dein Haß gegen den Grafen?

Der Polizeirath, der scharf beobachtete, sah, daß Fritz durch diesen Vorwurf schwer betroffen wurde, er fürchtete, daß dieser mit seinen Mittheilungen zögern werde, deshalb sagte er freundlich begütigend: „Ein Verdacht ist noch keine Beschuldigung. Was hier gesprochen, bleibt unter uns. Werde keinen Gebrauch davon machen, muß aber unterrichtet sein, wenn ich nicht Fehlgriffe machen soll. Kenne diesen sauberen Grafen, auch sein Verhältniß in diesem Hause, zu Ihnen, gnädiges Fräulein. Können mir schon Vertrauen schenken, werde es nicht mißbrauchen.“

„Das weiß ich,“ erwiderte Fritz ernst. „Ich zögere nicht mehr, Ihnen die Verdachtsgründe mitzutheilen, die ich selbst als richtig anerkenne.“ Er erzählte den Streit, welchen Sarentin am Nachmittage in Nordenheim mit Heinrich beim Pistolenschießen gehabt hatte. Als er die ganze Scene mit lebendigen Worten geschildert hatte, unterbrach ihn der Polizeirath: „Einen Augenblick Geduld, Herr Doctor. Wildmichel hielt den Thaler, nach welchem Ihr Herr Bruder schoß? — Derselbe Wildmichel, den gnädiges Fräulein im Wald trafen?“

„Ja.“

„Bestrafter Verbrecher. Verdacht, Förster erschossen zu haben. Kenne Burschen. Ist doch derselbe?“

„Ja.“

„Hatte Herr Bruder, als Thaler gab, noch mehr Geld in Börse!“

„Ja. Heinrich hatte die üble Angewohnheit stets große Geldsummen in einer Börse und in seiner Brieftasche bei sich zu tragen.“

„Zeigte Herr Bruder vielleicht das Geld, so daß es Wildmichel sah.“

„Das weiß ich nicht.“

„Bitte nun fortzufahren. Werden schon weiter sehen.“

Fritz erzählte weiter; so sehr es ihm widerstrebte, einen

Fremden in die Familienverhältnisse des Majors einzuweihen, zögerte er doch nicht, es zu thun, denn er sah ein, daß der Polizeirath Alles wissen, auch über das Verhältniß des Grafen zu Elwine genau unterrichtet sein müsse, wenn er nicht aus seiner Erzählung Trugschlüsse ziehen solle. Mit einfachen, klaren Worten schilderte Fritz des Grafen Werbung um Elwinens Hand, deren Widerwillen, das Versprechen des Majors, die Verlobung am Abend zu feiern, sein eigenes Bemühen dies zu verhindern und dessen endliches Gelingen, ferner das seltsame Benehmen des Grafen, als ihm dies mitgetheilt worden sei. Er fügte freimüthig hinzu, daß er Sarentin scharf beobachtet habe, daß dieser aber bei der Nachricht, der Ermordete sei Heinrich von Nordenheim, durchaus so sich benommen habe, wie jeder Freund des Ermordeten, dem plötzlich eine so furchtbare Nachricht überbracht werde.

Der Polizeirath kniff die kleinen Augen fester als vorher zusammen, er sann einige Minuten nach, dann fragte er: „Konnte der Graf, ehe er in den Wald ging, ahnen, daß Baron Heinrich wieder sein Nebenbuhler werden würde?"

„Nein."

„Hm, Sonderbar. Verdacht auf zwei Personen. Mädchen fühlen, Männer denken. Hier umgekehrt. Nichts für ungut, lieber Doctor; aber gegen Grafen liegt nichts vor. Werde ihn scharf beobachten, versteht sich von selbst; fordere aber von Ihnen auf Ehrenwort, daß Sie Niemand Ihren Verdacht mittheilen. Schuft der Graf, weiß es, deshalb aber noch kein Mörder. Müssen Rücksicht auf Familie nehmen. Hab' ich Ihr Ehrenwort?"

„Ja."

„Mit Wildmichel ander Ding. Kerl, dem Mord zuzutrauen. Zuchthäusler, schon eines Mordes verdächtig. Wichtige Verdachtsgründe liegen vor. Aber, mein gnädiges Fräulein, glauben Sie altem Polizisten, sehr häufig täuscht der erste Verdacht. Selten der zuerst Verdächtige der Thäter. Zufall spielt oft seltsam! Junge Beamte greifen zu, lassen sich vom Schein irre leiten verhören und peinigen Verdächtige. Gründe die Menge, einer, besser als der Andere; aber armer Kerl doch unschuldig. Hundertmal dagewesen. Also Vorsicht auch gegen Wildmichel.

Werde ihn freilich verhaften müssen, glaube aber darum noch lange nicht an seine Schuld. Ist Baron Heinrich beraubt worden?“

Weder Fritz noch Elwine konnten auf diese Frage eine Antwort geben. Fritz hatte absichtlich die Leiche des Bruders, nachdem er sich überzeugt hatte, daß keine Hilfe mehr möglich sei, nicht weiter untersucht, um der gerichtlichen Nachforschung nicht vorzugreifen. Nachdem das Telegramm nach der Residenz befördert worden war, hatte er sich persönlich davon überzeugt, daß der Ermordete in seinem Zimmer untergebracht worden war und daß Hans gut Wache hielt, dann war er zu seinem Oheim und Elwinen zurückgekehrt; er wußte daher nur, daß sein Bruder durch einen Schuß getödtet, nicht aber, ob er auch beraubt worden sei.

„Müssen dies gleich untersuchen,“ sagte der Polizeirath. „Bitte, Herr Doctor, führen Sie mich zu der Leiche. Das gnädige Fräulein bitte ich, sich zur Ruhe zu begeben. Bedürfen der Kraft für morgen. Wird morgen schwerer Tag. Gerichtliche Vernehmung unausbleiblich.“

Elwine versicherte zwar, daß es ihr unmöglich sei, zu schlafen, als aber auch Fritz sie bat, sich wenigstens niederzulegen, sie werde, auch wenn sie keinen Schlaf finde, doch durch die kurze Ruhe einigermaßen gestärkt werden, gehorchte sie.

Fritz führte den Polizeirath nach dem Zimmer, welches auf Schloß Kabelwitz ihm ein für alle Mal eingeräumt war, dorthin hatte er die Leiche seines Bruders bringen lassen. Er fand vor der Thür den treu Wache haltenden Hans, welchem der Polizei-Sergent Weirauch Gesellschaft leistete. Dieser hatte sich mit Hans bereits befreundet, sich zehnmal von ihm erzählen lassen, wie der Leichnam gefunden und nach Schloß Kabelwitz transportirt worden sei, dabei hatte er, ohne daß Hans selbst es wußte, bei ihm Erkundigungen nach den Familienverhältnissen, dem Leben und den Gewohnheiten des Barons Heinrich von Nordenheim, nach den Personen, mit welchen dieser verkehrt habe, eingezogen. Er war schon genau unterrichtet über den Charakter und die Eigenthümlichkeiten der Diener des Barons, auch die ganze Lebensgeschichte des Wildmichel, der mit Fräulein El-

wine die Leiche im Walde gefunden hatte, war ihm von Hans anvertraut worden. Er wußte bereits, daß der Wildmichel ein wilder wüster Kerl sei, dem man jede Schlechtigkeit zutrauen könne und der nur eine gute Eigenschaft habe, die, daß er seine rechtschaffene, redliche Frau und seine Kinder gut behandle. Alles dies hatte Sergent Weirauch in der kurzen Zeit in Erfahrung gebracht und getreulich im Gedächtniß bewahrt, um bei erster Gelegenheit seinem Vorgesetzten darüber Rapport abzustatten.

Als Fritz, welchem der Polizeirath, der Sergent und Hans folgten, vor das Bett trat, auf dem die Leiche seines Bruders ruhte, machte sich zum ersten Male am heutigen Abend der tiefe Schmerz um den Bruder, den er von ganzem Herzen geliebt hatte, geltend. Nicht Schmerz, Entsetzen und Schreck hatten ihn bewegt, als er so plötzlich im Hofe in dem Ermordeten den Bruder erkannte. Seitdem war er gezwungen gewesen, seine Gefühle zu unterdrücken, um kräftig zu handeln und um den Muth des Majors und Elwinens aufrecht zu erhalten; jetzt aber war er zur Ruhe gekommen, jetzt verließ ihn die Kraft, mit der er sich selbst beherrscht hatte. Er beugte sich nieder zu dem theuren Todten und heiße Thränen rollten auf dessen bleiche Stirn herab.

Der Polizeirath störte lange Zeit seinen jungen Freund, der vor dem Bett niedergekniet war und sein Gesicht mit beiden Händen bedeckt hielt, nicht, er achtete dessen gerechten Schmerz; als aber wohl eine Viertelstunde verging, ohne daß Fritz sich geregt hätte, legte er ihm sanft die Hand auf die Schulter: „Fassen Sie sich, mein lieber Doctor,“ sagte er mit fast zärtlich weicher Stimme. „Gedenken Sie der Pflicht, welche Sie gegen Ihren gemordeten Bruder haben. Ihnen liegt es ob, ihn zu rächen. Muth also und Fassung, mein theurer Freund! Wir bedürfen alle des kältesten Blutes und der ruhigsten Ueberlegung, um den Verbrecher zu entlarven und ihn zur gerechten Strafe zu ziehen. Ich fordere dazu Ihre Unterstützung. Sie müssen Ihren Schmerz besiegen, um sie mir leisten zu können.“

So zusammenhängend sprach der Polizeirath selten, nur wenn er auf das Tiefste bewegt war oder wenn er vor seinen Vorgesetzten stand; umsomehr Eindruck aber machten auch

seine Worte. Fritz ermannte sich augenblicklich; er sprang auf, seine bewegten Züge beruhigten sich, er gewann die gewohnte Selbstbeherrschung wieder. „Verzeihen Sie meine Thränen," sagte er. „Sie sollen mich nicht wieder schwach sehen. Beginnen Sie Ihr trauriges Werk, ich leiste Ihnen dabei jede Hilfe, welche Sie wünschen."

„Wird nicht nöthig sein," entgegnete der Polizeirath. „Handelt sich jetzt nur um vorläufige Untersuchung. Obduction, Gerichtsarzt, müssen damit warten." Er entblößte die Brust des Todten und schaute aufmerksam die Wunde sowie das von der Kugel durchlöcherte blutige Hemd an. „Büchsenschuß, ohne Zweifel," so fuhr er fort, „aber in nächster Nähe abgefeuert, sein Hemd verbrannt! Mörder hat seinem Opfer gerade gegenüber gestanden. Sie da, mein Freund," diese Worte richtete er an Hans, „gehen Sie einmal vor die Thür, schließen Sie diese fest. Niemand darf diesem Zimmer nahen! Gut Wache halten, Verstanden?"

„Es kommt jetzt Niemand."

„Kann man nicht wissen! Also Ordre pariren."

Hans gehorchte widerwillig, seine Neugier war erregt, er hätte gar zu gern der ferneren Untersuchung der Leiche durch den berühmten Polizisten, von dessen Scharfsinn so merkwürdige Geschichten in der Schenke erzählt wurden, mit beigewohnt; aber er wagte es doch nicht, zu widersprechen. Zögernd verließ er das Zimmer und schloß die Thür. Erst als dies geschehen war, fuhr der Polizeirath mit sehr leiser Stimme fort: „Mag ein ganz braver Bursch sein, der Hans, könnte aber doch plaudern und der Untersuchung schaden. Der Schuß von vorn und ganz aus Nähe abgefeuert, spricht gegen Schuld des Windmichel! Würde hinter Busch her geschossen haben, wenn er Baron aufgelauert hätte. Sergent Weirauch!"

„Zu Befehlen, Herr Polizeirath."

„Graf Sarentin. Kennen Sie ihn?"

„O sehr gut, ich habe ihn oft gesehen und längere Zeit auf ihn vigilirt, weil er häufig in die Spielgesellschaften des Herrn von Böckel ging."

„Gut! Graf Sarentin hier im Hause Gast. Ist gestern

auf Jagd gegangen, hat Büchse vom Jäger Franz geliehen. Kommt darauf an zu erfahren, ob Büchse abgeschossen ist und ob Kleider des Grafen vielleicht Blutflecke. Auch Stiefelsohlen aufmerksam anschauen; aber Niemand darf ahnen, daß es geschieht. Strengste Discretion. Verstanden?"

„Zu Befehlen, Herr Polizeirath."

„Wollen nun schauen, ob Leiche beraubt." Er beugte sich zu dem Bette herab und überflog mit scharfem Blick die liegende Gestalt. „Ist sicherlich beraubt!" sagte er gleich darauf. „Baron trug Siegelring und auch am Goldfinger Ring. Einschnitte deutlich sichtbar; aber Ringe fehlen. Ist's so, Herr Doctor?"

„Sie haben richtig gerathen. Heinrich liebte die Ringe, er trug stets einen schweren Siegelring, auf dem sein Wappen eingravirt ist und am Goldfinger einen sehr kostbaren Diamantring."

„Rathe nicht, sondern schließe!" sagte der Polizeirath ein wenig empfindlich. „Auch eine Busennadel trug er, hier Stiche im Halstuch, fehlt aber ebenfalls und auch Uhr und Kette. Nicht wahr?

„Allerdings. Heinrich ging niemals ohne seine goldene Cylinderuhr, welche er an einer schweren goldenen Kette trug, aus, und auch die Busenadel, ein einfacher Diamant in dünner Goldfassung fehlt."

„Also Raubmord! Spricht gegen Schuld des Grafen. Kaum denkbar, daß Graf Uhr, Ringe und Nadel stehlen sollte. Wären es Tausende von Thalern, dann vielleicht! Graf Schuft vom Scheitel bis Sohle; aber Raubmörder um solcher Kleinigkeiten willen? Nein. Soll trotzdem nichts versäumt werden. Schärfste Beobachtung des Grafen. Verstanden, Sergent?"

„Zu Befehlen, Herr Polizeirath!"

„Nun weiter. Herr Doctor, Sie sagten vorhin, Baron hat stets viel Geld bei sich gehabt?"

„Ja. Er trug in der Tasche der Beinkleider eine Börse mit Silbergeld, in der Brusttasche des Rockes eine Brieftafel, welche außer einer bedeutenden Summe in Papiergeld auch noch manche andere, für ihn werthvolle Papiere, Briefe u. s. w. enthielt. Ich habe ihn oft gebeten, doch die

Brieftafel zu Haus im eisernen Geldschrank, dessen Schlüssel er an einem seidenen Schnürchen um den Hals trägt, zu lassen; aber er lachte nur über meine Besorgniß. Ich weiß bestimmt, daß er niemals ohne Börse und Brieftafel ausgegangen ist.

„Brieftafel und Börse, beide fehlen und wahrhaftig auch der Schlüssel zum Geldschrank!“ rief der Polizeirath, der vorsichtig die Taschen des Todten untersucht und jetzt auch dessen Halstuch gelüftet hatte. „Sehen Sie, Herr Doctor, hier hängt noch seidene Schnur, Schlüssel abgeschnitten. Wichtige Entdeckung! Raubmord, Schuß aus nächster Nähe! Mörder kannte Gewohnheiten Barons, wußte, daß Vermögen im eisernen Geldschrank, beabsichtigte es zu rauben, nahm deshalb Schlüssel mit. Müssen sofort nach Schloß Nordenheim, Herr Doctor! Fürchte fast, wir kommen schon zu spät. Mörder wird mit Einbruch nicht säumen. Weiß jedenfalls, daß Leiche gefunden und hat also nur diese Nacht für sich. Wie weit von hier nach Nordenheim?“

„Zu Fuß eine halbe Stunde; aber ich könnte anspannen lassen.“

„Unmöglich, dauert zu lange und macht Lärm.“

„Aber der Weg ist meist sandig, er wird für Sie zu beschwerlich sein.“

„Bah, Beschwerden im Dienst kenne ich nicht. Wo Zimmer Sarentins?“

„Ein Stockwerk höher, die dritte Thür im Gange von der Treppe aus rechts.“

„Sergent Weirauch!“

„Zu Befehlen, Herr Polizeirath.“

„Haben gemerkt, wo Graf Zimmer?“

„Zu Befehlen. Ich wußte es schon; ich habe mich bereits im Hause orientirt.“

„Gut. Nachsehen, ob Graf im Zimmer; aber ganz leise und schnell!“

„Zu Befehlen.“

Der Sergent verließ das Zimmer, mit unhörbarem Schritte stieg er die Treppe hinauf. Er ging, obgleich die Treppe und der Flur in der tiefsten Dunkelheit lagen, so sicher, wie bei hellem Tageslicht. Aus dem Schlüsselloch der

dritten Thür rechter Hand fiel ein Lichtstrahl in den langen, dunkeln Gang. Der Sergent schlich mit katzenartiger Leichtigkeit bis zu der Thür, er beugte sich herab und schaute durch das Schlüsselloch.

Graf Sarentin saß an dem Tisch, auf welchem die brennende Lampe stand. Er hatte das Haupt auf die Hand gestützt, sein von dem hellen Schein der Lampe beleuchtetes Gesicht war der Thür zugewendet. Er war geisterbleich, die Züge waren abgespannt und schlaff, das schwarze, zu Boden stierende Auge leuchtete in einem unheimlichen Glanz.

Der Sergent hatte genug gesehen, so lautlos, wie er gekommen, zog er sich zurück, das Bild des Grafen aber, wie er es eben gesehen, blieb für immer in seiner Erinnerung. „So mag ein Mörder nach vollbrachter That aussehen! Dem Burschen folge ich fortan wie sein Schatten!" Dies dachte der Sergent, aber er sagte es nicht, als er gleich darauf seinen Rapport abstattete; er meldete nur, Graf Sarentin sei in seinem Zimmer, er schlafe nicht, sondern sitze nachdenkend am Tisch.

„Dachte es wohl, falsche Fährte!" sagte der Polizeirath ruhig. „Vielleicht Wildmichel; zweifle aber auch. Würde nach Mord nicht gewilddiebt haben. Freilich möglich bei leidenschaftlichem Jäger, glaube es aber nicht. Vielleicht, wahrscheinlich ein Dritter! Werden sehen! Jetzt nach Nordenheim, so schnell als möglich. Begleiten uns wohl, Doctor Stern?"

„Jedenfalls."

„Ist der Knecht da draußen zuverlässig, Herr Doctor."

„Hans ist treu wie Gold, der beste Knecht meines armen Bruders, der ihn schon längst zum Hofmeier in Sortau gemacht hätte, wenn Hans nur lesen und schreiben könnte."

„Der Fehler schadet uns heut nichts. Mag uns begleiten. Könnten Hilfe brauchen. Wird vielleicht einen Kampf geben. Pistolen mitnehmen; jetzt aber keinen Aufenthalt mehr, Zeit drängt."

Hans wurde benachrichtigt, er erklärte sich sofort bereit. Fritz holte seine Pistolen und fünf Minuten später befan-

den sich bereits die vier Wanderer auf dem Wege nach Nordenheim.

IX.

Der Weg, der meist im Waldesschatten lag, war wirklich beschwerlich; aber der Polizeirath duldete nicht, daß eine Blendlaterne, welche der Sergent bei sich trug, angezündet werde.

„Müssen uns unsichtbar machen,“ sagte er, „Licht könnte Einbrecher warnen. Vielleicht Raub schon vollbracht, begegnet uns auf Weg, sieht uns von fern, flüchtet in dichten Wald. Gang vergeblich. Dürfen auch unterwegs nicht mehr sprechen. Vorwärts in lautloser Stille. Sergent und Doctor voran, Weg zeigen, Hans und ich folgen. Doctor führt nächsten Weg zum Schloß Nordenheim. Sergent und Hans bleiben draußen, behalten Fenster und Zimmer, in welchem Geldschrank steht, vor Augen; Doctor und ich gehen ins Schloß nach dem Zimmer. Jeder Verdächtige unterwegs, beim Schloß oder im Innern verhaftet. Handschellen in der Tasche, Sergent?“

„Zu befehlen, Herr Polizeirath. Zwei Paar!“

„Gut. Mir ein Paar! Danke. Ergriffener Verbrecher wird sofort gefesselt; aber Nürnberger hängen keinen, ehe sie ihn haben. Jetzt vorwärts, kein Wort mehr. Große Schritte und schnell, Sergent, brauchen keine Rücksicht auf mich zu nehmen, komm' schon nach.“

Und vorwärts ging es; der Sergent schritt, dem Befehle seines Vorgesetzten folgend, so rüstig aus, daß Fritz glaubte, der Polizeirath müsse zurückbleiben, der kleine, dicke, schwerfällige Mann aber war plötzlich völlig umgewandelt, er ging so straff und schnell, wie der Jüngste und Schnellste; nur dadurch, daß er mitunter sein Taschentuch hervorzog und die schweißbedeckte Stirn trocknete, zeigte er, welche Anstrengung ihm das schnelle Gehen in dem oft tiefen, mahlenden Sande kostete.

Nach einer Viertelstunde hatten die Wanderer die Waldblöße erreicht, auf welcher der Leichnam Heinrichs von Nordenheim von Elwinen aufgefunden worden war. Hans stieß den Polizeirath an:

„Dort lag er!" sagte er im leisesten Flüsterton.

„St!" war die einzige Erwiderung.

Der Polizeirath blieb einen einzigen Moment stehen, sein Blick schweifte über die Lichtung; aber es war zu dunkel, als daß er irgend Etwas hätte erkennen können; er gab sich deshalb auch nicht die Mühe, weiter zu forschen, eiligen Schritts ging er vorwärts.

Wieder eine Viertelstunde verging; sie hatten jene Stelle erreicht, wo beim Schießstand die den Schloßgarten begrenzende Lyciumhecke durchbrochen war. Mit verdoppelter Vorsicht, auf den Zehen schlichen sie durch den Garten. Jetzt lichtete sich das Buschwerk, Schloß Nordenheim mit seiner stattlichen Fensterfront lag vor ihnen, nur ein breiter Rasenplatz, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätscherte, trennte sie noch vom Schloß, welches sie nur als eine dunkle, vom Sternenhimmel sich schwarz absetzende Masse erblickten.

Aber Einer sah mehr, der Sergeant! Sein scharfes Auge erkannte trotz der Dunkelheit, daß eine Leiter an einem Fenster im ersten Stockwerk des Schlosses lehnte und eine dunkle Gestalt eben im Begriff war, die Sprossen emporzusteigen.

Im leisesten Ton, so leise, daß selbst Fritz, der doch unmittelbar neben ihm stand, ihn nicht hörte, machte er dem Polizeirath die Mittheilung.

„Drauf!" erwiderte dieser und im nächstem Augenblick schon stürmte der Sergeant über den Rasenplatz fort dem Schlosse zu, die Uebrigen folgten ihm; Fritz, der jetzt ebenfalls die dunkle Gestalt auf der Leiter erkannte, blieb dicht an seiner Seite; unmittelbar hinter ihm folgte der Polizeirath, der mit einer, bei seinem schwerfälligen Körper unbegreiflichen Schnelligkeit vorwärts eilte und Hans weit überholte, obgleich dieser sich auf das Aeußerste bemühte, um nachzukommen.

Der auf der Leiter war schon fast bis zur Höhe des Fensters gelangt, als er plötzlich im Steigen inne hielt. Ein Geräusch hatte sein Ohr erreicht, sein spähender Blick flog über den Rasenplatz; er sah vier dunkle Gestalten gegen das Schloß vorstürmen. Ohne sich zu besinnen, sprang

er von der Leiter die Höhe von wohl 15 Fuß hinunter und so schnell er laufen konnte, mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft eilte er nach der entgegengesetzten Seite dem nahen Gebüsch zu; hatte er nur dieses erst erreicht, dann war er bald in dem nahen Walde und dort, das wußte er, fand er immer Verstecke, in denen er der Verfolgung spotten konnte. Er war ein kräftiger Läufer, der in Geschwindigkeit seines Gleichen suchte, aber die ihn verfolgten waren noch schneller; näher kamen sie, immer näher, mit jeder Sekunde verminderte sich der Vorsprung, den er hatte. Das Gebüsch, in welchem er Rettung erhoffte, lag kaum noch zwanzig Schritte von ihm, schon aber hörte er unmittelbar hinter sich das heftige Athmen der Verfolger. Er konnte ihnen nicht entrinnen. Schnell entschlossen zog er aus der Brusttasche des Kittels ein langes, scharfes Messer, dann machte er plötzlich einen Seitensprung und wendete sich gegen seine Verfolger um.

Der Eine derselben, Fritz Stern, der ihm am nächsten war, vermochte im eiligen Lauf nicht gleich inne zu halten, er stürzte vorüber; der zweite aber, der Sergeant, mochte wohl auf solch ein Kunststück vorbereitet sein, er stand im nächsten Augenblick zur Seite des Verfolgten, der ohne zu zögern das Messer erhob und es ihm mit gewaltiger Kraft in die Brust stieß; der Sergeant wankte, er brach zusammen. Schon glaubte der Einbrecher gesiegt zu haben, zum zweiten Mal erhob er das Messer, um es gegen Fritz Stern zu gebrauchen, der jetzt ebenfalls sich gegen ihn wendete; mit dem Einen wollte er schon fertig werden und die beiden Anderen waren noch mindestens 10 Schritt zurück. Aber er täuschte sich, die mit dem Messer erhobene Faust fühlte er plötzlich wie mit einer Eisenklammer umfaßt; er konnte den mörderischen Stoß nicht führen, eine gewaltige Hand hielt seine Faust mit Riesenkraft fest. Fritz Stern hatte sie ergriffen, vergeblich suchte er sich loszureißen.

Noch ein Moment, dann stand auch der Polizeirath an der Seite des Verfolgten und ergriff ihn mit kräftiger Hand an der Kehle, diese wie mit einem Schraubestock zusammenpressend. Krampfhaft zuckend stürzte der Einbrecher nieder, die Sinne schwanden ihm und als er gleich darauf

wieder zum Bewußtsein erwachte, fand er seine Hände zusammengekettet durch die eisernen Handschellen, welche ihm der dicke Herr in einem Augenblick mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Schnelligkeit angelegt hatte.

„Den Vogel hätten wir!" sagte der Polizeirath. „Verwundet, Doctor?"

„Nein, Herr Polizeirath."

„Sie, Sergeant?"

„Zu Befehlen, Herr Polizeirath!" erwiderte der Sergeant, der wieder aufgesprungen war und jetzt in straffester dienstlicher Haltung seinen Vorgesetzten begrüßte. „Aber nur ein Fleischriß. Gut gemeint hat's der Schuft, stieß mir das Messer gerade auf die Brust; aber es ist an meiner Schnupftabaksdose, die ich in der Brusttasche trage, abgeglitten. Nur ein Riß in's Fleisch, weiter nichts, das fühle ich."

„Desto besser. Blendlaternen anzünden. Wollen den Vogel ansehen."

Der Sergeant gehorchte, er zündete mit einem Streichhölzchen die Blendlaternen an und leuchtete dem auf dem Rasen liegenden gefesselten Einbrecher in das Gesicht.

„Wildmichel!" rief Fritz, der beim Laternenschein die häßlichen Züge des Wilddiebes erkannte.

„Also doch!" sagte der Polizeirath fast ein wenig verdrießlich. „Hätt's nicht gedacht. Frauenzimmerklugheit! Sonderbar. Sergeant!"

„Zu Befehlen, Herr Polizeirath."

„Durchsuchen."

„Der Sergeant durchsuchte mit großem Eifer und durch die Uebung erzeugter Geschicklichkeit alle Taschen des Gefangenen und triumphirend zeigte er, was er gefunden hatte: außer einigen nicht nennenswerthen Kleinigkeiten einen kunstreich gearbeiteten, in einem feinen Lederetui befindlichen Schlüssel; ein kleines Stückchen seidener Schnur hing noch an dem Etui.

„Es ist der Schlüssel zum eisernen Geldschrank meines Bruders," sagte Fritz Stern, welchem der Polizeirath den Schlüssel zeigte.

„Wußt' es wohl, daß der Kerl die heutige Nacht be-

nutzen würde;" sagte der Polizeirath, „aber daß der Wildmichel der Mörder des Barons sei, hätte ich nicht gedacht."

Wildmichel hatte bisher kein Wort gesprochen, widerstandslos hatte er seine Taschen durchsuchen lassen und nur mit stierem Blick bald den Polizeirath, bald den Sergeanten, bald Fritz Stern angeschaut; als er aber hörte, daß der alte Herr ihn den Mörder des Barons nannte, fuhr er jäh in die Höhe.

„Ich habe den Baron nicht gemordet!" rief er aus. „Als wir ihn fanden, Fräulein Elwine und ich, war er schon todt. Fräulein kann es mir bezeugen."

Der Polizeirath schaute den Wildmichel recht gutmüthig freundlich an. „Soll mich freuen, wenn's wahr ist," sagte er; aber woher hast Du wohl den Schlüssel hier?"

Wildmichel warf nur einen flüchtigen Blick auf den Schlüssel, dann aber stierte er vor sich nieder, — er zögerte mit der Antwort, erst nach langem Besinnen erwiderte er: „Im Walde gefunden habe ich ihn."

„So? Kanntest Du ihn?"

„Ja."

„Woher wußtest Du, daß der Schlüssel den Geldschrank des Barons schließe?"

„Die Leute im Dorf haben es erzählt, daß der Baron in seinem Schlafzimmer einen eisernen Schrank voll Geld habe und den Schlüssel trage er an einer seidenen Schnur und um den Hals."

„Was wolltest Du dort auf der Leiter?"

Wieder zögerte Wildmichel, er besann sich lange, ehe er antwortete, und als er es that, stieß er jedes Wort einzeln heraus.

„Wollte — — bin ein armer Kerl, — der Teufel hat mich geritten. — Ich dachte, was nutzt dem todten Baron sein Geld? — — Fremde Leute bekommen es, — die sind ja ohnehin reich genug, — — — da wollte ich, — — nun ja, ich wollte mir aus dem Geldschrank so viel holen, — daß ich nach Amerika auswandern könnte. — — Ein Dieb bin ich, — das kann ein armer Kerl schon sein; — aber ein Mörder bin ich nicht."

„Kannst nichts dafür, mein Galgenvogel, daß ich noch lebe!" rief der Sergeant ergrimmt.

„Still, Sergeant!" befahl der Polizeirath.

„Zu befehlen, Herr Polizeirath."

Wildmichel erwiderte nichts, er schaute den Sergeanten nur scheu von der Seite an; bebend erwartete er die weiteren Fragen des Polizeiraths, der aber wendete sich zu Fritz Stern, indem er sagte:

„Zu weiterem Verhör hier keine Zeit. Noch viel zu thun heut Nacht. Auch zwecklos. — Hier genug erreicht. — Giebt's Gefängniß in Nordenheim?

„Nein, aber im alten Schloß Kabelwitz, — dort wird Forstgerichtstag abgehalten."

„Desto besser, haben dann den Wildmichel zur Stelle. Nach Kabelwitz zurück! Sergeant und Hans führen Wildmichel.

„Soll ich nicht die Leute wecken und anspannen lassen, Herr Polizeirath? Sie strengen sich zu sehr an."

„Nein. Ehe Leute wach werden und angespannt haben, sind wir in Kabelwitz. Kenne keine Anstrengung im Dienst. Vorwärts."

Und vorwärts ging's, voran der Sergeant und Hans, in deren Mitte der mit Handschellen gefesselte Wildmichel einherschritt, der Polizeirath und Fritz Stern folgten ihm.

Gesprochen wurde auf dem Wege wenig, der Polizeirath sann nach über die weiteren Schritte, welche zu thun seien und Fritz Stern war so tief in seine schmerzlichen Gedanken versunken, daß er keinen Versuch machte, ein Gespräch anzuknüpfen.

Als die verhängnißvolle Waldlichtung erreicht war, schlug der Polizeirath den Wildmichel leicht auf die Schulter. „Hier geschah der Mord," sagte er leise.

Wildmichel schaute scheu nach der Lichtung hinüber, dann aber wandte er schaudernd das Gesicht ab: „Ich war es nicht!" murmelte er halb unverständlich. „Das Fräulein kann es bezeugen, ich war es gewiß nicht."

Der Polizeirath drang nicht weiter in ihn. Er hatte seinen Zweck erreicht, dies genügte ihm vorläufig. Schweigend wurde der weitere Weg nach Kabelwitz zurückgelegt.

X.

Das Gefängniß im alten Schloß Kabelwitz war seit Jahren nicht benutzt worden. Es lag im Erdgeschoß der Ruine. Früher mochte es wohl ein recht sicherer Kerker gewesen sein, dafür sprachen die schweren vor den kleinen Fenstern angebrachten Eisengitter, die mit dickem Eisenblech beschlagene Thür von Eichenholz; jetzt aber erschien es dem Polizeirath keineswegs mehr geeignet für die Sicherung eines schweren Verbrechers. — Das eiserne Gitter hing nur noch lose in dem morschen Mörtel, ein kräftiger Mann hatte wohl wenig Mühe, es herauszubrechen und oben wurde es ihm leicht, sich durch das Fenster zu zwängen und in den nahen Wald zu entkommen. Ebenso wenig gefiel dem vorsichtigen Polizeimann der alte Arbeiter, der einzige Bewohner des alten Schlosses, dem der Major die wenigen noch bewohnbaren Räume desselben für sich und seine Familie überlassen hatte, gegen die Verpflichtung, im Fall einmal ein Gefangener eingebracht werde, Wärterdienste zu übernehmen.

Der alte Mann sah gar nicht zutrauenerweckend aus. — Er zeigte sich, als er mitten in der Nacht aus dem Schlaf geweckt wurde und sein erster Blick beim Oeffnen der Thür auf die Uniform des Polizei-Sergeanten fiel, so erschreckt wie ein Verbrecher, der fürchtet, zur Strafe gezogen zu werden. Als ihm gesagt wurde, er solle das Gefängniß für einen Gefangenen aufschließen, beruhigte er sich zwar etwas; aber immer noch blickte er mit scheuer Furcht den Sergeanten und den Polizeirath an; — seine Hände zitterten, als er in dem mächtigen Schlüsselbund den Schlüssel zur Gefängnißthür suchte und er besaß nicht die Kraft, das verrostete Schloß zu öffnen, der Sergeant mußte ihm helfen.

Auf Wildmichel warf der alte Mann einen Blick des Mitleids. Er nickte dem Gefangenen, als er sich unbeobachtet glaubte, freundlich zu und, — dem wachsamen Auge des Polizeiraths entging nichts, — er machte sogar den Versuch, sich an Wildmichel heranzudrängen; — dies aber verhinderte der Sergeant, der ihn barsch zurückstieß und seinen Gefangenen selbst in das Gefängniß führte.

„Gefällt mir nicht,“ — sagte der Polizeirath leise zu

Fritz Stern. — „Der alte Kerl, Galgenphysiognomie! Hilft vielleicht Wildmichel zur Flucht. — Muß Sergeanten hier lassen. Unangenehm. Brauche ihn."

„Der alte Heinz gilt für einen ordentlichen, redlichen Mann," — entgegnete Fritz ebenso leise; — „aber es fällt mir ein, daß er in der That ein besonderes Interesse an Wildmichel nehmen muß, dessen Frau ist seine Nichte."

„Dachte ich's doch! Würde morgen den Vogel ausgeflogen finden! Höchst fatal, daß Sergeanten entbehren soll, brauche ihn. Hat Falkenaugen, sieht Alles!"

„Vielleicht könnte Hans den Gefangenen bewachen. Er ist überaus treu und zuverlässig."

„Hm! Mag gehen, wenigstens für diese Nacht," — erwiderte der Polizeirath, dann fuhr er laut fort, indem er sich an Wildmichel wendete, der auf der hölzernen Pritsche sich niedergelassen hatte und, ohne seine Umgebung weiter zu beachten, vor sich hin starrte. — „Es thut mir leid, Wildmichel, kann Dir aber für diese Nacht die Handschellen nicht abnehmen. Morgen hoffe ich, sollst Du ein besseres Quartier bekommen, heute Nacht mußt Du Dich schon behelfen."

Wildmichel antwortete nicht, die freundlichen Worte des Polizeiraths gingen spurlos an ihm verloren. — „Störrischer Kerl!" sagte der Polizeirath leise zu Fritz Stern. „Wird Mühe kosten, werde ihn aber schon zahm machen. Sprechen Sie doch mit Hans, ob dieser die Ueberwachung des Kerls übernehmen will."

Fritz that es, Hans erklärte sich bereit, die Nacht bei dem Gefangenen zu wachen; er erhielt vom Polizeirath die Instruktion, in dem Gefängniß zu bleiben, sich aber durchaus in kein Gespräch mit Wildmichel einzulassen, in wenigen Stunden solle er durch den Sergeanten abgelöst werden.

Der alte Heinz hatte mit dem Schlüsselbund in der Hand bei Seite gestanden, während diese Unterhandlung, von der ihm kein Wort entging, geführt wurde, — jetzt fragte er mürrisch: „Wenn der hier wacht, bin ich wohl unnütz. Meinetwegen; aber wenn er den Wildmichel laufen läßt, mich geht's nichts an, ich kümmere mich nicht darum!" Mit diesen Worten warf er das Schlüsselbund klirrend Hans vor die Füße und entfernte sich.

Noch einmal ermahnte der Polizeirath Hans zu strenger Wachsamkeit, er schärfte ihm dringend ein, sich weder mit dem Wildmichel, noch mit dem alten Heinz in ein Gespräch einzu lassen, auch vor dem letzteren sich in Acht zu nehmen, — dem Sergeanten befahl er, die Handschellen genau zu untersuchen, ob sie festgeschlossen und eng genug seien, um nicht abgestreift werden zu können, — dann erst, nachdem er von beiden Seiten die beruhigendsten Zusicherungen erhalten hatte, gab er das Zeichen zum Aufbruch, — Fritz Stern und der Sergeant folgten ihm, der letztere erst, nachdem er das Schlüsselbund aufgenommen und die Thür hinter sich verschlossen hatte.

Hans blieb mit dem Wildmichel allein. Er fühlte einen gerechten Stolz auf das ihm geschenkte Vertrauen, ihm sollte der Gefangene gewiß nicht entweichen und wenn der alte Heinz etwa gar im Bunde mit dem verdammten Mörder wäre, dann sollte sich der nur in Acht nehmen, mit den Beiden wollte er schon fertig werden!

Er ging in dem engen Gemach auf und nieder. Es war ein ermüdender Gang; immer, wenn er fünf Schritte gemacht hatte, mußte er wieder umkehren, ihm wurde bald ganz schwindelig im Kopf von dem ewigen Drehen und Wenden. Er hatte bei Tage schwer gearbeitet, dann vor der Thür des Zimmers, in welchem der ermordete Baron lag, Wache gehalten und zuletzt noch den Weg nach Nordenheim hin und zurück gemacht; so rüstig er war, so fühlte er doch, daß ihm die Füße schwerer wurden. Das Auf- und Abwandeln konnte er nicht länger aushalten, er mußte sich setzen.

Ein hölzerner Schemel ohne Lehne war außer der Pritsche das einzige Möbelstück in der engen Zelle, Hans setzte denselben neben die Thür, die Stalllaterne, welche der alte Heinz in der Zelle zurückgelassen hatte, stellte er neben sich, so daß ihn ihr Licht nicht blendete und er den auf der Pritsche sitzenden Wildmichel genau beobachten konnte, dann setzte er sich auf den Schemel, um ein wenig auszuruhen. Kein Schlaf sollte ihm in die Augen kommen, dazu war er fest entschlossen.

Wie schwer aber war es doch ihn zu verscheuchen! Kaum saß er, kaum ruhten seine müden Glieder, da wurden ihm

die Augenlider doch gar zu schwer. Er stand auf, ging abermals in der Zelle auf nieder, dabei wurde ihm aber nur noch schwindeliger im Kopf. Er mußte sich wieder setzen, es ging nicht anders.

Wenn er nur hätte mit dem Wildmichel ein Wort sprechen dürfen, das aber hatte ihm der fremde Herr streng verboten und der Wildmichel schien auch gar nicht geneigt zu einer Unterhaltung, der saß noch immer regungslos auf seiner Pritsche, das Haupt war ihm auf die Brust herabgesunken, er mochte wohl schlafen, denn er bewegte kein Glied.

Gewaltsam riß Hans die Augen auf, aber sie fielen ihm doch endlich zu, der Kopf sank ihm vorn über auf die Brust. Noch einmal ermannte er sich, er blickte wirr um sich, als er aber Hans unverändert in derselben Stellung sitzen sah und bedachte, daß ja der Gefangene gefesselt und die Thür verschlossen sei, da meinte er, wenn er auch wirklich einen Augenblick einnicke, dann könne es ja soviel nicht schaden. Fest schlafen wolle er nicht, gewiß nicht, nur ein Paar Minuten sich der Ruhe hingeben, um dann desto eifriger zu wachen; — aber nein — — der fremde Herr hatte es verboten! Er überlegte, ob er wohl dürfe, ob nicht, dabei aber verwirrten sich seine Gedanken, die Augen fielen ihm zu, um sich nicht wieder zu öffnen. — Kaum eine Viertel Stunde war vergangen, seit der Polizeirath das Gefängniß verlassen hatte, da saß Hans schon im tiefsten Schlafe laut schnarchend auf dem Schemel. Er hörte es nicht, daß auf dem Gange draußen ein schleichender Schritt sich nahte, daß ein Schlüssel in das Schloß geschoben wurde, selbst das Kreischen des rostigen Schlosses und das Knarren der Thür, als sie geöffnet wurde, weckte ihn nicht, wohl aber den Wildmichel, wenn dieser überhaupt geschlafen hatte; der richtete den Kopf in die Höhe und schaute mit gespannter Aufmerksamkeit nach der sich öffnenden Thür.

Der alte Heinz schlich auf den Zehen in die Zelle, jetzt stand er vor dem Wildmichel, er faltete die Hände und sich zu dem Gefangenen herabbeugend, sagte er mit schmerzlich bewegtem Tone so leise, daß seine Worte nur wie ein Hauch an Michels Ohr tönten: „Michel, Michel! Was hast Du wieder gethan, Du böser Mensch?“

„Nichts hab ich gethan, gar nichts,“ erwiderte Michel flüsternd. „Weil ich ein armer Kerl bin, haben sie mich im Verdacht, den Baron ermordet zu haben. Wär ich ein vornehmer Herr, dann hätten sie mich nicht gefesselt ins Loch geworfen, um solchen armen Hund aber da kräht kein Hahn. Aber ich will ihnen doch ein X für ein U machen. Hast Du eine Feile, Vater Heinz, dann bin ich in einer Stunde frei, sie mögen mir nur nachpfeifen.“

„Aber der Hans?“

„Der Tölpel schläft, er schnarcht ja wie eine Orgel! Und das ist sein Glück, ich schlüge ihn sonst vor den Kopf. Ins Zuchthaus gehe ich nicht wieder und sollte ich einen Mord begehen.“

„Hast Du auch gewiß den Baron nicht ermordet? Der Franz, der die Herren hergeführt hat, sagt, Du und kein Anderer habe es gethan.“

„Der Esel weiß von gar nichts. Ich bin es nicht gewesen, Vater Heinz, ich versichere es Dir. Willst Du um des dummen Geredes wegen Deinen Neffen auf das Zuchthaus kommen lassen und kannst ihm helfen? Sollen die Grete und die Kinder Hungers sterben? Verschaffe mir eine gute Feile, Alter, weiter verlange ich nichts von Dir.“

„Ich habe sie mitgebracht“ erwiderte Heinz, indem er die Feile hervorzog.

„Das vergeß' ich Dir im Leben nicht, Vater Heinz,“ sagte Wildmichel mit vor Freude leuchtendem Auge. „Jetzt feile Du! Du warst ja in Deiner Jugend Schlosser und hast es gelernt. Mach mir nur die rechte Hand frei, dann will ich schon weiter sorgen.“

Heinz begann die Arbeit, aber erschreckt über den kreischenden Ton der Feile hielt er inne, vor Furcht zitternd flüsterte er: „Wenn nur der Hans nicht erwacht!“

„Ich will's ihm nicht rathen! Feile weiter Alter, ich behalte den Hans im Auge. Es ist sein Tod, wenn er erwacht!“

Rastlos feilte der Alte, Hans hörte es nicht, er schlief von der übermäßigen Anstrengung erschöpft so tief und fest, daß die Beiden bald kaum mehr auf ihn achteten.

„Es ist ein nichtswürdiges Eisen,“ sagte der Alte nach

langer Arbeit erschöpft inne haltend; „es kann eine Stunde dauern, ehe ich durchkomme.“

„Weiter, nur weiter!“ mahnte Michel ungeduldig. „Die eine Hand muß ich frei haben!“

Heinz arbeitete, daß ihm der Schweiß von der Stirn rann, mehrmals mußte er, um Luft zu schöpfen, inne halten, endlich aber war das Ziel erreicht. Michel fühlte seine Hand frei, er dehnte und reckte vergnügt die Glieder. „Jetzt gieb mir die Feile, Vater Heinz,“ sagte er, „das Uebrige will ich besorgen; aber nicht hier, sondern draußen. Schon beginnt der Tag zu grauen, es ist die höchste Zeit, daß ich hinaus komme.“

Er wollte der offenen Thür zu schreiten, aber Heinz hielt ihn zurück. „So geht es nicht, Michel. Du willst mich doch nicht unglücklich machen. Sie würden gleich merken, daß ich Dich herausgelassen habe. Du mußt zum Fenster hinaus.“

„Verflucht! Aber das eiserne Gitter?“

„Es sitzt ganz locker. Du brauchst nur zwei Steine zu lösen, dann geht es heraus. Der Mörtel ist wie Müll. Nimm die Feile, dann geht es ganz leicht.“

„Thue Du es, ich passe auf den Hans auf. Gnade ihm Gott, wenn er erwachen sollte!“

Aber Hans erwachte nicht. Obgleich ein Stück von dem zerbröckelten Stein herabfiel, vermochte ihn auch dies Geräusch nicht zu erwecken, er schnarchte weiter.

Als der Stein fiel, hatte sich Michel mit blitzendem Auge zu dem Schläfer gewendet, er war bereit, sobald dieser sich nur rege, über ihn herzufallen, jetzt aber wendete er sich leise lachend von ihm. „Der thut uns nichts,“ sagte er völlig beruhigt. „Mach nur schnell, Vater Heinz, Du brauchst nicht so vorsichtig zu sein, der Kerl erwacht nicht.“

Und Hans erwachte wirklich nicht, selbst als der Alte das Gitter völlig löste und noch ein Steinstück mit starkem Geräusch niederstürzte.

Michel sprang hinzu, er faßte mit kräftiger Hand das Gitter und zog es in das Gefängniß hinein.

„Jetzt ist der Weg offen!“ sagte er vergnügt. „Nun Vater Heinz leb' wohl und sei bedankt. Grüß mir die

Grete und die Kinder, sag ihnen sie würden bald Nachricht von mir bekommen aus Amerika. Wenn ich erst dort bin, lasse ich sie nachkommen."

„Hast Du denn Geld, Michel?"

„Ich weiß schon, wie ich so viel bekomme, um die Ueberfahrt zu decken. Bin ich nur erst glücklich in P***, dann hat es keine Noth mehr. Aber es ist die höchste Zeit, es wird immer heller. Hilf mir nur ein wenig, Vater Heinz, damit ich schneller durch das enge Fenster komme."

Der Alte half ihm. Hierdurch wurde es Michel möglich, das Fenster zu erklimmen und sich, die Füße voraus, durch die enge Oeffnung zu zwängen, dann ließ er sich auf den weichen Rasen niederfallen, unverletzt sprang er wieder auf die Füße und innerlich jubelnd, daß er dem drohenden Zuchthaus glücklich entronnen sei, eilte er dem nahen Walde zu.

Heinz warf noch einen besorgten Blick auf den schlafenden Hans, dann schlich er bei diesem vorüber. Vorsichtig schloß er die Thür, der Schlüssel drehte sich kreischend im Schloß, aber Hans erwachte nicht, er saß laut schnarchend auf seinem Schemel allein in dem Gefängniß.

X.

Der Polizeirath hatte mit seinen Begleitern kaum das Gefängniß und das alte Schloß verlassen, als er noch im Garten stehen blieb und bedenklich sagte:

„Doch wohl Thorheit, Hans allein als Wache! Michel robuster Kerl! Wenn er entflöhe!"

„Wie wäre das möglich!" erwiderte Fritz beruhigend. „Hans ist ein baumstarker Mensch und Wildmichel gefesselt. Der Sergeant hat ja außerdem die Thür von Außen verschlossen, — es ist wirklich keine Gefahr!"

„Hm, wer weiß? Gefällt mir nicht Verwandtschaft mit dem Alten. Aber was hilft's, müssen's riskiren. Brauchen den Sergeanten. Sieht durch ein Brett. Kennt alle Spitzbubenschliche. Unschätzbarer Mensch. Haben noch eine Stunde etwa Zeit bis Morgendämmerung, wollen sie benutzen. Besuch in Wildmichels Wohnung. Vielleicht guter Fund, Uhr 2c. Glaub's zwar kaum. Raffinirter Bursch, wird wohl anderen

Versteck dafür gewählt haben. Müssen es aber versuchen. Will auch Frau kennen lernen, Kinder sehen rc. Sobald Tag, nach Mordstelle. Genau untersuchen, dann Verhör Wildmichels. Muß Alles abgethan sein, ehe aus P*** Staatsanwalt oder Untersuchungsrichter. Dummköpfe, verderben ganze Untersuchung. Wichtigste muß gethan sein, ehe sie kommen. Kennen Sie Wildmichels Frau?

„Ja.“

„In welchem Ruf steht sie?“

„Man hört von ihr nur Gutes. Sie soll fleißig und redlich sein. Meine Cousine Elwine lobt sie sehr. Das arme Weib soll höchst unglücklich darüber sein, daß sie ihren Mann, den sie zärtlich liebt, nicht bewegen kann, einen besseren Lebenswandel zu führen, — sie arbeitet über ihre Kräfte und ist deshalb oft krank. Wildmichel verehrt seine Frau abgöttisch, sie allein hat einige Gewalt über ihn, aber doch nicht genug, um ihn vom Wild- und Holzdiebstahl abzulenken; sie weiß sicherlich nichts von seinem neuesten Verbrechen.“

„Hm, schlimm! Um so weniger wahrscheinlich, daß er seinen Raub in seiner Wohnung versteckt hat. Aber dürfen nichts verabsäumen. Wie weit bis Wildmichels Wohnung?“

„Eine Viertelstunde etwa.“

„Gut, vorwärts. Sergeant!“

„Zu befehlen, Herr Polizeirath.“

„Wie stehts mit Wunde? Schmerzt sie?“

„Nein, Herr Polizeirath. Es ist nur ein leichter Hautriß und hat nur ganz wenig geblutet; ich habe vorher nachgesehen und einen Streifen englisches Pflaster darauf gelegt. Ich führe das Zeug immer bei mir. Die Kleinigkeit macht mir nichts aus.“

„Gut. Haussuchung beim Wildmichel. Kein Winkel bleibt undurchsucht. Höchste Genauigkeit und Eile. Müssen bei Tagesanbruch an Mordstelle sein. Verstanden!“

„Zu Befehlen, Herr Polizeirath!“

„Wenn etwas da, findets Sergeant Weirauch. Unvergleichlicher Mensch!“ sagte der Polizeirath, indem er seinen Untergebenen mit einem gewissen Stolz betrachtete, zu Fritz, dann schritt er rüstig vorwärts auf dem Wege nach Dorf Kabelwitz, auf welchem Fritz als Führer diente.

Das letzte Haus des Dorfes, von diesem durch den öden Gemeindeanger getrennt, war eine elende, mit einem verwitterten, an vielen Stellen schadhaften Strohdach gedeckte Hütte. Die aus einem Gemenge von Lehm und Stroh aufgeführten Wände hatten vielfache Risse, die nur nothwendig mit Moos verstopft waren. Aus dem einzigen, kleinen, einer Schießscharte ähnlichen Fenster schimmerte dem Wanderer ein Licht entgegen.

Der Polizeirath legte zum Zeichen, daß seine Begleiter das tiefste Schweigen beobachten sollten, den Finger auf den Mund, dann schlich er durch den kleinen Garten mit unhörbarem Schritt nach dem Hause zu dem Fenster. Mit gespannter Aufmerksamkeit schaute er durch die Scheiben. Ein Bild des äußersten Dorfelends zeigte sich ihm.

Das Zimmer, welches so niedrig war, daß kaum ein großer Mann in demselben aufrecht stehen konnte, war die Wohnstätte einer ganzen zahlreichen Familie. Im Hintergrund des ziemlich großen Raums, neben einem baufälligen Lehmofen lagen schlafend auf zerrissenen alten Säcken und Leintüchern, die auf einen aufgeschichteten Mooshaufen gebreitet waren, 6 Kinder, von denen das älteste, der Gestalt nach zu urtheilen, vielleicht 12 Jahre alt sein mochte; sie hatten sich mit einigen Lumpen dürftig zugedeckt. Neben dem Ofen lehnte in der Ecke eine Büchse, an einem Nagel in der Wand hing ein Pulverhorn. Das einzige Hausgeräth in dem Zimmer waren ein ziemlich großer, roh gearbeiteter Tisch und drei bis vier lehnenlose Schemel, sowie eine große bunt bemalte Truhe, die einen bedeutenden Platz an der einen Wand einnahm.

Mit einem flüchtigen Blick musterte der Polizeirath die ärmliche Zimmereinrichtung, mehr als diese interessirte ihn die einzig wachende Bewohnerin des Hauses, eine sehr dürftig, aber sauber gekleidete Frau, welche auf einem Schemel an dem Tisch saß. Sie spann. Ihr Gesicht war dem Fenster zugewendet und von dem Schein der auf dem Tisch stehenden trüben Thranlampe so weit beleuchtet, daß das scharfe Auge des Polizeirath sehr wohl die Züge, welche die Spuren hoher, früherer Schönheit verriethen, erkennen konnte; jetzt

freilich waren sie bleich, von Kummer und Krankheit abgezehrt; aber trotzdem immer noch anziehend.

Der Polizeirath war ein geübter Physiognomiker, ein scharfer Menschenkenner; als er in dies milde, liebe Gesicht schaute, war er augenblicklich überzeugt, daß Grete sicherlich an dem Verbrechen ihres Mannes keine Mitschuld trage; er winkte seinen Begleiter heran und gab dem Sergeanten durch einen Wink zu verstehen, daß er an die Thür klopfen möge. Es geschah.

Erschreckt fuhr Grete in die Höhe, sie eilte nach dem Fenster, von dem der Polizeirath sich etwas zurückzog und öffnete es: „Wer ist da?“ rief sie ängstlich. „Wer klopft in der Nacht an die Thür?“

„Oeffnen Sie die Thür, gute Frau,“ entgegnete der Polizeirath freundlich. „Wir müssen Sie sprechen.“

„Was wollen Sie? Ich lasse in der Nacht keinen Fremden in's Haus.“

„Wir sind keine Fremden. Kennen Sie den Herrn Doctor Stern nicht, den Neffen des Majors von Streit?“

Grete bog sich weit aus dem Fenster: „Sind Sie es wirklich, Herr Doctor?“ fragte sie noch ängstlicher als vorher.

„Ja ich bin's, Grete. Es thut mir leid, daß wir Sie stören müssen, aber es geht nicht anders. Ich bitte Sie freundlich, lassen Sie uns ein.“

„Was wollen Sie? Was ist geschehen? Wer sind die Fremden mit Ihnen?“ Sie beugte sich weiter vor, da fiel ihr Blick auf die im Sternenlicht erglänzenden Metallknöpfe der Uniform des Sergeanten. — „Allmächtiger Gott, die Polizei?“ so schrie sie auf und entsetzt wankte sie zurück. Sie drückte die eine Hand fest aufs Herz, mit der andern stützte sie sich auf den Tisch, so stand sie einen Augenblick regungslos, dann aber gewann sie die verlorene Fassung wieder. „Ich öffne schon!“ sagte sie mit bebender Stimme und, die kleine Lampe ergreifend, verließ sie das Zimmer.

Die niedrige Thür öffnete sich. Grete führte den Polizeirath und seine Begleiter durch einen kleine, enge, fensterlose Küche, aus der die eine Thür direkt in's Freie führte, in die Wohnstube. Mit scheuem Blick betrachtete sie dabei den Sergeanten, dessen Uniform ihr sein Amt verrieth und

den kleinen, dicken, gutmüthig aussehenden Herrn, der sie so freundlich und theilnahmvoll anschaute.

„Thut mir herzlich leid, liebe Frau, bringen Ihnen böse Nachrichten," sagte der Polizeirath gütig, „geht aber leider nicht anders. Haben gewiß schon gehört? Abscheuliches Verbrechen. Baron Nordenheim ermordet. Wissen Sie es schon?"

„Ja, Michel hat es mir erzählt," erwiderte Grete bebend.

„Wo ist Ihr Mann? Ist er zu Haus?"

„Nein, er ist in den Wald gegangen."

„Was will er dort in der Nacht?"

„Er wollte — —" Grete wurde dunkelroth, sie stockte und wurde sehr verlegen, endlich sagte sie: „Ich weiß es nicht."

Der Polizeirath blickte die zitternde Frau weniger freundlich, als vorher an. „Hat er Ihnen nicht gesagt, zu welchem Zwecke er in den Wald gegangen ist?"

Noch röther, noch verlegener stammelte Grete nur ein kurzes: „Nein!" hervor, sie schlug dabei die Augen nieder, sie wagte den Polizeirath nicht anzublicken.

Das gutmuthige Gesicht des Polizeiraths verfinsterte sich mehr und mehr. „Sonderbar, hätte darauf geschworen, diese Züge könnten nicht trügen!" so sagte er unwillig leise zu Fritz Stern. „Schade um das Weib!" Laut fuhr er fort: „Wollen es nicht sagen? Gut. Werde ich es Ihnen sagen. Ist in den Wald gegangen nach Nordenheim, um dort einzubrechen. Hat's versucht und ist dabei gefaßt worden."

Der plötzliche Schlag traf Greten in's Herz. Todtenbleich wankte sie zurück. „Nein," rief sie im wilden Schmerz, „das ist eine Lüge! In den Wald ist er gegangen, um Holz zu holen! Es ist ja so unrecht und ich hab es ihm oft gesagt! Aber ein Einbrecher ist Michel nicht!"

Gretens ungekünstelter Schmerz, ihr tiefes Entsetzen bewiesen dem Polizeirath, daß sie die Wahrheit sprach, daß sie selbst von Michel getäuscht worden sei. Die Hoffnung, etwas über den Versteck der geraubten Gegenstände zu erfahren, gab er auf, Michel hatte seine Frau sicherlich nicht zur Vertrauten seiner Schuld gemacht. „Armes Weib," sagte er traurig, „aber es hilft nichts, kann ihr Haussuchung nicht er-

sparen. Müssen es sich gefallen lassen, gute Frau, daß Sergeant Ihr Haus durchsucht; geht nicht anders."

„Durchsuchen Sie Alles, jeden Winkel will ich Ihnen zeigen. Sie werden nichts Unrechtes finden, denn ich schwöre es Ihnen, mein Michel ist kein Einbrecher. Er ist wohl mitunter wild und roh; aber doch so lieb und gut! Keinem Kinde kann er wehe thun. O glauben Sie nicht, was die Leute über ihn sagen, sie kennen ihn nicht, wie ich!"

Grete hatte in fürchterlicher Aufregung gesprochen, bei den letzten Worten versagte ihr die Stimme, ihr Schmerz machte sich in einem Thränenstrom Luft.

„Armes, armes, gutes Weib!" sagte der Polizeirath gerührt. „Ersparte Ihnen gern die Haussuchung; aber Pflicht! Sergeant!"

„Zu Befehlen, Herr Polizeirath!"

„Beginnen!"

Der Sergeant folgte dem erhaltenen Befehle, er durchsuchte das ganze Haus mit der peinlichsten Genauigkeit; zuerst die Stube, Grete half ihm dabei mit eifrigster Geschäftigkeit. Die Truhe wurde durchforscht und abgerückt, die Kinder mußten ihr Mooslager verlassen, welches durchgeschüttelt wurde. Kein Winkel blieb undurchsucht, selbst aus dem Ofen riß der Sergeant einige Steine, um ins Innere zu schauen und den harten Estrich des Fußbodens, wie die Wände beklopfte er an verschiedenen Stellen, um sich zu überzeugen, ob irgendwo vielleicht eine verborgene Höhlung sei. Ebenso genau durchsuchte er die Küche, den Boden und den Ziegenstall, der Polizeirath half ihm dabei mit dem höchsten Eifer, er überzeugte sich selbst, daß in Wildmichel's Wohnung von den geraubten Werthgegenständen nichts verborgen sei.

„In Haus und Stall ist nichts!" rapportirte der Sergeant. „Soll ich im Garten weiter suchen?"

„Nein! Fruchtlose Mühe. Zeit kostbar. Morgen dämmert. Bei Tagesanbruch müssen auf Mordstelle sein. Wie weit dahin von hier, Herr Doctor?"

„Etwa eine halbe Stunde. Direkt durch den Wald aber kommen wir etwas schneller hin."

„Dann höchste Zeit. Müssen Dummköpfen aus P***

zuvorkommen. Leben Sie wohl, gute Frau, — schmerzt mich, muß es Ihnen aber sagen, daß Ihr Mann im Gefängniß ist.“

„O, er ist unschuldig; ich schwöre es Ihnen. Sie haben es ja gesehen, Sie haben nichts gefunden —“

„Wollen es hoffen! Wünschte es recht von Herzen, Ihretwegen. Hören Sie Frau, könnten in Noth kommen, während Mann gefangen. Polizeirath Richter in B*** Alfredstraße 7, 3 Treppen hoch. Vergessen Sie Adresse nicht. Sollen nicht vergeblich kommen.“

Der Polizeirath wandte sich nach diesen Worten hastig von der weinenden Frau ab, — Fritz Stern meinte, er sehe eine Thräne in den kleinen Augen des alten Polizisten blitzen, aber er mochte sich wohl getäuscht haben, denn als der Polizeirath aus der Hütte trat, zeigte er keine Spur von Rührung; er rief Fritz zu: „Führen Sie uns, Herr Doctor! Den nächsten Weg durch den Wald. Es ist schon fast ganz hell. Kommen gerade zur rechten Zeit.“

Sie schritten rüstig durch den Wald, Fritz ging voran, ihm unmittelbar folgte der Sergeant, den Schluß machte der Polizeirath. Kaum fünf Minuten waren sie gegangen, da fühlte Fritz plötzlich eine schwere Hand auf seiner Schulter, er wendete sich um. Der Sergeant hielt die Finger auf den Mund, dann knieete er hinter einem dichtbelaubten Haselbusch nieder und durch ein Zeichen bedeutete er Fritz und den Polizeirath, ein Gleiches zu thun. Beide gehorchten.

Mit äußerster Vorsicht bog der Sergeant die Zweige des Haselstrauches ein wenig auseinander, mit weit vorgebeugtem Kopf knieete er da, die Augen kniff er, sie zur höchsten Sehkraft anstrengend, zusammen. Der Polizeirath und Fritz mühten sich vergeblich durch das Blätterwerk hindurchzuschauen und zu erforschen, wodurch die Aufmerksamkeit des Sergeanten erregt werde. Sie sahen in der hier sehr lichten Heide nur die vereinzelten Bäume, die Kiefern und Haselbüsch welche im dämmrigen Hintergrunde zusammenflossen; schon nach wenigen Augenblicken aber löste sich von diesem Hintergrunde ganz in der Ferne eine dunkle Gestalt, die von Zeit zu Zeit zwischen den Büschen verschwindend, doch schnell näher kam. — Nach und nach gewann die Gestalt

deutlichere Umrisse, — Fritz glaubte, — aber nein, das war ja unmöglich, — sein Auge mußte ihn täuschen, — er glaubte den Wildmichel zu erkennen, der schnellen Schrittes durch den Wald gerade der Stelle zueilte, wo der Sergeant hinter dem Haselbusch lag. — Immer näher kam die Gestalt. Die Aehnlichkeit war täuschend! Hätte Fritz nicht sicher gewußt, daß der Waldmichel im alten Schloß von Kabelwitz gefesselt im Gefängniß liege, er würde geschworen haben ihn leibhaftig vor sich zu sehen; — und mit jedem Augenblick vergrößerte sich diese frappante Aehnlichkeit. Nein, dies war nicht nur eine Aehnlichkeit, der Wildmichel war es selbst!

Aufs Höchste erstaunt, wendete sich Fritz nach dem Polizeirath um, der lag ebenso wie der Sergeant regungslos hinter einem Haselbusch. Beide beobachteten mit äußerster Spannung jede Bewegung des sich nahenden Wildmichels.

Jetzt war dieser kaum noch zwanzig Schritte entfernt. Er blieb plötzlich stehen und schaute sich forschend im Kreise um, dann änderte er die Richtung, in der er vorgegangen war, er bog ein Wenig links ab. Vor einer vereinsamt mitten in einem Kreise von Haselbüschen stehenden hohen Kiefer knieete er nieder, er wühlte mit den Händen in dem den Boden bedeckenden Moos.

„Drauf,“ so ertönte das leise Kommandowort des Polizeiraths. Im nächsten Augenblick schon stürmte der Sergeant mit gewaltigem Sprunge auf den Knieenden zu. Fritz und der Polizeirath folgten ihm, sie kamen gerade zur rechten Zeit, um dem heftig um sich schlagenden Waldmichel, der, ehe er sich noch hatte erheben können, von dem Sergeanten zu Boden geworfen worden war, die Glieder zu halten. Es bedurfte der höchsten Anstrengung der drei starken Männer, um den sich wüthend vertheidigenden Verbrecher zu zwingen, aber es gelang ihnen. Nach Verlauf einiger Minuten lag Wildmichel mit abermals gefesselten Händen und vermittelst eines Drahtseiles fest zusammengeschnürten Füßen hilf- und wehrlos im Grase unter der einzeln stehenden Kiefer.

XII.

„Uff!“ stöhnte der Polizeirath, sich den Schweiß von der Stirn wischend. „Schwer Stück Arbeit! Hast uns warm ge-

macht, Wildmichel! Wie zum Kuckuck kommst Du denn hierher?"

Wildmichel antwortete nicht, statt seiner aber sagte der Sergeant, der mit geschäftiger Hand die Kleider des Gefesselten untersucht und die Feile gefunden hatte: „Sehen Sie, Herr Polizeirath, der Bursche hat eine Feile, die hat ihm jedenfalls der alte Kerl in Kabelwitz zugesteckt. Die Beiden werden den armen Hans ermordet haben, sonst könnte der Hallunke jetzt nicht hier sein."

„Woher hast Du die Feile, Wildmichel?" fragte der Polizeirath mit unveränderter Ruhe. „Hat sie Dir der alte Mann, Dein Verwandter zugesteckt?"

„Die hatte ich schon in der Tasche, als Sie mich nach Kabelwitz führten," erwiderte Wildmichel. „Der Sergeant hat nur schlecht nachgesucht, sonst müßte er sie gefunden haben."

„Unverschämter Lügner!" schrie der in seiner Amtsehre verletzte Sergeant. „Nichts hatte er in der Tasche, nicht ein Brodkrümel, das ich nicht gefunden hätte."

„Still, Sergeant!"

„Zu Befehlen, Herr Polizeirath."

„Und der Hans? Was hast Du mit dem gemacht?"

Wildmichel konnte ein höhnisches Lächeln trotz seiner traurigen Lage nicht unterdrücken: „Ein schöner Wächter. Wenn er nicht aufgewacht ist, schnarcht er noch!" sagte er spöttisch.

„Dachte ich's doch. War unverzeihliche Thorheit! Schläfriger Bauerbursch Wache bei solchem raffinirten Kerl. Zum Glück gut abgegangen. Haben ihn wieder und wollen ihn nicht sobald loslassen. — Wollen nun mal sehen, was unser Wildmichel hier eigentlich im Moos gesucht hat. Vielleicht botanisirt? Denke werden guten Fund machen. Nachsuchen, Sergeant!"

„Zu Befehlen, Herr Polizeirath!"

Der Sergeant hätte des Befehls nicht bedurft, schon streifte sein rastloses Auge forschend über die ganze Mooshülle ringsumher, um zu schauen, wie weit sie wohl in ihrem natürlichen Zustand und wie weit sie aufgewühlt worden sei; er sah, daß nur an einer kleinen Stelle am Fuße der Kiefer,

dort, wo Wildmichel gekniet hatte, eine menschliche Hand thätig gewesen war, dort begann der Sergeant seine Nachsuchung, die augenblicklich von Erfolg gekrönt war. Er hob vorsichtig die Moosdecke auf, unter derselben lagen eine goldene Uhr nebst Kette, eine Busennadel, ein Siegel- und ein Demantring. — Fritz Stern erkannte alle diese Gegenstände sofort als das Eigenthum seines ermordeten Bruders; ein tiefer Schmerz durchzuckte ihn, als er sie sah und sich sagte, daß sie wahrscheinlich die verhängnißvolle Ursache zum Tode des Unglücklichen gewesen seien, daß ihr Glanz wohl den Mörder zu seiner That gereizt haben möge. — Er mußte sich abwenden, er vermochte die unglückseligen Kleinodien nicht länger anzuschauen.

Der Sergeant überreichte die Goldsachen dem Polizeirath. „Weiter suchen," befahl dieser, „fehlen noch Geldbörse und Brieftasche."

Rastlos suchte der Sergeant weiter. Er kehrte die ganze Moosdecke weit in der Runde um, aber die Arbeit war vergeblich, denn von einer Brieftasche und Geldbörse fand sich keine Spur. Es wäre Thorheit gewesen weiter zu forschen, im ganzen Wald konnte man doch nicht die Moosdecke umdrehen und hier waren die beiden gesuchten Gegenstände nicht versteckt.

Der Polizeirath winkte dem Sergeanten, daß er aufhören möge, dann wendete er sich an den Gefangenen. „Wo ist die Brieftasche und die Geldbörse, Wildmichel?" fragte er mit dem ihm eigenthümlich freundlichen Tone. „Du siehst, das Leugnen nützt Dir nichts mehr. Sag es mir! Du kannst jetzt nur noch durch ein offenes Geständniß Dein Schicksal verbessern."

„Was gehen mich die Geldbörse und Brieftasche an. Ich weiß nichts davon." erwiederte Michel mürrisch.

„Woher hast Du die Uhr, die Ringe, die Busennadel?"

„Ich habe sie im Wald gefunden."

„So? Nun wo die lagen, wird wohl auch die Börse und die Brieftasche gewesen sein. Verschlimmere nicht Dein Schicksal durch hartnäckiges Leugnen."

„Lassen Sie mich ungeschoren!" entgegnete Michel grob. „Sie glauben mir ja doch nicht, was ich Ihnen sage, da antworte ich Ihnen lieber gar nicht mehr!"

Und dabei blieb er. Wie freundlich ihn auch der Polizeirath, der in einem solchen Falle recht zusammenhängend, fließend und eindringlich sprechen konnte, bat, er ließ sich nicht mehr bewegen, ein Wort zu erwiedern.

Gegen solchen Starrsinn war nicht anzukämpfen, dies erkannte der erfahrungsreiche Polizei-Beamte, er verzichtete daher darauf, von Michel etwas Weiteres zu erfahren. „Sein Trotz muß erst durch eine längere, einsame Haft gebrochen werden," sagte er flüsternd zu Fritz Stern, „heut jedes Verhör resultatlos. Wird hartnäckig schweigen. Kenne diese Sorte. Fürchten sich durch jedes Wort zu verrathen. Nichts mehr mit ihm aufzustellen, wenn nicht vielleicht Anblick des Orts, wo Mord vollbracht, ihn erschüttert. Müssen ihn mitnehmen. Sergeant!"

„Zu Befehlen, Herr Polizeirath!"

„Gefangener begleitet uns. Füße losschnüren; aber Drahtseil um Arm legen und aufpassen!"

„Der soll nicht wieder fortlaufen, dafür stehe ich," entgegnete der Sergeant, indem er den Befehl seines Vorgesetzten befolgte. Wildmichel ließ sich willenlos die Füße losschnüren und die Arme festbinden; er stand gehorsam auf, als der Sergeant es ihm befahl; aber er sprach kein Wort, er hatte sich offenbar vorgenommen, seine Peiniger durch das tiefste Stillschweigen zu ärgern.

„Vorwärts!" kommandirte der Polizeirath. Fritz ging als Führer voran, ihm folgte der Sergeant mit seinem Gefangenen, den Schluß des Zuges machte wieder der Polizeirath, der während des ganzen Weges rastlos seine Augen nach rechts und links schweifen ließ. Plötzlich kommandirte er Halt, gerade als Fritz aus dem Walde in den Weg einbiegen wollte, der von Kabelwitz nach Nordenheim führt.

Nicht ferne vom Wege war zur rechten Hand desselben ein dichtes Gestrüpp verworren durcheinander rankender Brombeeren, in diesem fiel dem Polizeirath eine geknickte Ranke auf, auch schien es ihm, als lägen die übrigen nicht natürlich über einander, als müsse hier eine Menschenhand vor kurzer Zeit thätig gewesen sein. Nur ein so geübter Blick wie der seinige würde dies erkannt haben, er aber

glaubte, nachdem er das Brombeerendickicht noch einmal forschend angeschaut hatte, seiner Beobachtung sicher zu sein.

„Sergeant!“

„Zu Befehlen, Herr Polizeirath.“

„Brombeergebüsch hier genau durchsuchen. Werde inzwischen Gefangenen übernehmen;“ er schlang sich dabei das Drahtseil fest um die eigene Hand, ohne indessen den Blick von dem Brombeerbusch zu wenden.

Der Sergeant bog die Brombeerranken vorsichtig auseinander: im nächsten Augenblick schon stieß er einen Ausruf freudiger Ueberraschung aus. „Gefunden!“ schrie er. „Hier ist die Brieftasche und dort liegt auch die Börse tiefer im Busch.“

Er hob zunächst die Brieftasche auf und überreichte sie dem Polizeirath.

„Nun Michel, willst Du immer noch läugnen?“

Aber Michel verharrte in seinem finsteren Schweigen; der Polizeirath erwartete auch kaum eine Antwort. Er öffnete die Brieftasche, sie enthielt nur einige Briefe und Notizen; aber keine Werthscheine, nicht einen einzigen. Auch die Börse, welche der Sergeant aus dem Brombeergestrüpp hervorholte, war leer.

„Mörder hat Kern genommen, Schale fortgeworfen!“ sagte der Polizeirath, indem er Fritz Brieftasche und Börse übergab, dann aber beugte er sich an dessen Ohr und flüsterte ihm zu: „Mir räthselhaft! — Wenn der Kerl Uhr, Ringe, Nadel versteckt, weshalb nicht auch Brieftasche und Börse mit Geld? — Weshalb erst Geld herausnehmen? — Paßt nicht zum Wildmichel! Hat vielleicht doch die Wahrheit gesprochen, hat Alles im Walde gefunden. Nicht unmöglich. Sind schon seltsamere Dinge vorgekommen. Augen offen behalten! Niemals von Vorurtheilen leiten lassen. — Nur Eins steht fest, darauf laß ich meinen Kopf, — derjenige, der Geld und Brieftasche und Börse genommen hat, ist der Mörder. Wird Alles darauf ankommen, so schnell als möglich festzustellen, welche Summe in Brieftafel, aus welchen Werthscheinen sie bestand u. s. w. Ihre Aufgabe, Herr Doctor! Können das besser, als ich!“

Die Wanderung wurde fortgesetzt und nach kurzer Zeit die Waldlichtung erreicht, auf welcher Elwine den Leichnam Heinrichs von Nordenheim gefunden hatte.

Die Sonne war inzwischen aufgegangen, ihre ersten Strahlen vergoldeten die Gipfel der Bäume, — an jedem Grashalme hing ein leuchtender Thautropfen. Welch ein lieblicher Anblick wäre die rings von Wald eingeschlossene, von blühendem Heidekraut und dem üppigsten Rasen bedeckte Lichtung gewesen, hätte sich nicht das Auge unwillkürlich jenem häßlich braunschwarzen Fleck zuwenden müssen, der jetzt des Polizeiraths Aufmerksamkeit fesselte.

„Hier also ist's geschehen!“ sagte er, indem er sich zum Boden niederbeugte und mit den Augen forschend die Blutspur, welche sich von einem größeren Fleck aus in einem schmalen Streifen im Rasen entlang zog und dann in einer Lache geronnenen Blutes endete, verfolgte; daß dabei sein Blick seitwärts gerichtet war, daß er keine Bewegung, keine Miene Wildmichels unbeachtet ließ, ahnte dieser nicht.

Wildmichel schien von dem Augenblick an, wo er gezwungen wurde, abermals die Waldlichtung zu betreten, nicht mehr so gleichgiltig gegen sein Schicksal, als vorher. Sein scheuer Blick flog, als er aus den Büschen heraus auf den freien Platz geführt wurde, sofort nach der vom Blute geschwärzten Rasenstelle, dann aber wendete er sich ab, er vermied es, den häßlichen Blutfleck anzuschauen; mit zur Schau gestellter Gleichgültigkeit blickte er den Weg hinab nach dem Walde, aber er hatte seine Züge nicht so in der Gewalt, daß er ein Zusammenzucken hätte vermeiden können, als der Polizeirath ausrief: „Hier also ist's geschehen!“

Der Polizeirath hatte Michels Erbleichen beim ersten Anblick der Blutstelle, sein Bestreben gleichgültig zu erscheinen, sein Zusammenzucken bei der Erwähnung des Mordes scharf beobachtet; er hatte genug gesehen und konnte jetzt seine ganze Aufmerksamkeit der Betrachtung der Mordstelle widmen; diese aber lieferte seiner Forschung ein sehr ungenügendes Resultat.

Der Rasen war rings um den großen Blutfleck von vielen Männerfüßen zertreten, eine Menge kleiner Fichtenzweige, die Ueberbleibsel der zur Bahre zurechtgehauenen Aeste, lagen umher. Nach dem nahen Wege hin zogen sich zahlreiche Fußspuren, alle aber waren verwischt, weil sie wirr durcheinander liefen, auch auf dem Wege selbst, obgleich dieser

an mehreren Stellen tiefsandig war, ließ sich doch nirgend die Form einer bestimmten Fußspur beobachten.

„Hier wird sich nichts feststellen lassen," sagte der Polizeirath mißmüthig zu Fritz Stern. „Alles wirr durcheinander. Jede Nachforschung durch die vielen Menschen verdorben. Ganzer Rasen zerstampft. Nur eins geht aus Ortslage hervor. Mörder hat ganz aus der Nähe geschossen und Baron von vorn in's Herz getroffen, hat also Baron gegenüber gestanden. Hier lag Leiche, hier ist auch offenbar That geschehen. Alle Büsche weit entfernt. Mörder kann also nicht hinter Busch her geschossen haben. — Hatte Ihr Bruder gegen irgend Jemand Absicht ausgesprochen, gestern Abend nach Kabelwitz zu gehen.

„So viel ich weiß, nein," entgegnete Fritz. „Als ich ihn gestern Nachmittag verließ, um dem Onkel Streit einen Besuch zu machen und ihn einlud, mich zu begleiten, lehnte er es ab. Er habe keine Lust, so sagte er, mit dem Grafen Sarentin in Kabelwitz zusammen zu treffen. Er muß später seinen Entschluß geändert haben, vielleicht hat er auch gar nicht die Absicht gehabt, nach Kabelwitz zu gehen; — er kann möglicher Weise nur einen Spaziergang, zu dem er den angenehmen Weg durch die Heide gewählt hat, beabsichtigt haben."

„Möglich! — Jedenfalls konnte Mörder nicht wissen, daß er diesen Weg nehmen würde. Kann ihm nicht aufgelauert haben. Also kein vorher überlegter, beabsichtigter Raubmord. — Wahrscheinlich plötzliche Begegnung hier im Walde. — Vielleicht ein Streit. Dem Morde folgte dann der Raub. — Räthselhaft. — Noch vor 5 Minuten hielt ich Wildmichel für unschuldig am Morde. — Aber sehen Sie ihn nur an, glaube gar, Kerl zittert! — Seelenangst, böses Gewissen!"

Fritz Stern schaute nach dem Wildmichel, der von dem Sergeanten an dem Drahtseil gehalten, vielleicht 20 Schritte entfernt an dem Eingang der Lichtung stand. Die Bemerkung des Polizeiraths war treffend, Michels ganzes Wesen zeigte, daß er kaum die ihn beherrschende Angst überwinden konnte. Sein Gesicht war bleich, seine Augen irrten unstät

umher von Busch zu Busch, stets den Blutfleck auf dem Rasen vermeidend.

„Er ist der Mörder!" sagte jetzt Fritz ebenfalls, von Wildmichels Schuld, die sich so augenscheinlich verrieth, überzeugt und sich voll Abscheu abwendend.

„Vorschnelles Urtheil, lieber Doctor!" — entgegnete der Polizeirath. — „Räthselhafte Geschichte. Spricht viel für, viel gegen ihn. — Schuldbewußtes Benehmen. In Besitz des Schlüssels und der Pretiosen; — aber wo ist das Geld! — Leere Börse! Seltsam! Weiter forschen! Wird noch viel Kopfzerbrechen machen, die Untersuchung! Unklarer Fall. — Hier nichts mehr zu machen! Auch ein Verhör Wildmichels jetzt fruchtlos, — Kerl ist nicht mürbe genug, antwortet nicht. — Wollen nach Schloß Kabelwitz zurückkehren und ausruhen, bis Dummköpfe aus P*** kommen werden, dann weiter sehen, was zu thun ist."

Der Rückweg wurde angetreten, aber schon nach wenigen Schritten unterbrochen durch den Sergeanten, der plötzlich ausrief:

„Herr Polizeirath!"

„Was soll's, Sergeant?"

„Dort neben jenem Haselbusch liegt ein kleines Stück weißes Papier. Wie kommt das hierher?

Der Polizeirath folgte mit dem Auge der Richtung, welche ihm der Sergeant mit ausgestrecktem Finger zeigte, er sah jetzt auch etwas Weißes im Rasen neben einem dichtverwachsenen Haselbusch schimmern. Für ein Stück Papier hätte er es bei der weiten Entfernung nicht erkannt, aber er traute dem scharfen Blick des Sergeanten.

„Wollen nachsehen," sagte er. „Hat zwar wahrscheinlich nichts zu bedeuten, irgend ein verlorenes Stückchen Papier; aber man darf nichts vernachlässigen. Auch geringste Kleinigkeit muß beobachtet und untersucht werden. Kommen Sie, Doctor. Warten mit dem Gefangenen, Sergeant!"

Er bog vom Wege ab und drang durch das lichte Gebüsch; als er den Haselstrauch erreicht hatte, neben dem das Papierstückchen lag, welches die Aufmerksamkeit des Sergeanten erregt hatte, brach er in einen Ausruf der Ueberraschung aus.

Das Gras war hinter dem Strauch niedergetreten und

an einer Stelle in ziemlicher Ausdehnung zu Boden gedrückt. „Hier hat vor Kurzem Jemand gesessen! Was ist das? Wahrhaftig Pulverkörner auf dem breiten Wegerichblatt! Doctor eine Spur! Hier hat Mörder nach der That sich hinter den Busch versteckt, damit er vom Wege aus nicht gesehen werden könne. Büchse wieder geladen. Zitternde Hand. Pulver verschüttet. Kann uns dienen!“ — Der Polizeirath pflückte bei diesen Worten sorgfältig das breite Wegerichblatt ab, auf welchem eine Anzahl Pulverkörner verstreut lagen, er riß dann aus seinem Notizbuch ein Blatt Papier, machte aus demselben ein Tüte und verschloß darin das Blatt mit den Pulverkörnern sorgfältig. — „Wollen weiter sehen, was wir noch finden,“ fuhr er fort. „Zuerst jenes Papierstückchen!“

Er nahm es auf, es war ein kleines, kaum einen halben Zoll langes, unregelmäßig von einem größeren Papier abgerissenes Stück; auf der einen Seite war es weiß, auf der andern waren ein Paar Buchstaben geschrieben. „Sare,“ las der Polizeirath. „Donnerwetter, was ist das?“ rief er erregt. „Sare,“ der Rest ist abgerissen. Soll das heißen Sarentin? Die Augen offen, Doctor, müssen weiter suchen nach mehr solchen Stückchen. Wo eins ist, müssen mehrere sein. Hier ist ein Papier in kleine Stücke zerrissen worden. Strengen Sie Ihre Augen an, Doctor, suchen Sie, suchen Sie!“

Fritz Stern ließ sich den Rath angelegen sein, er ließ sein Auge umherschweifen und richtig, in nicht großer Entfernung, mehr nach dem Wege zu, in einem Brombeergestrüpp lag ein zweites noch kleineres Stück Papier, es war ebenfalls auf einer Seite weiß, auf der andern beschrieben und zwar mit den Buchstaben „in“. — „Sarentin, kein Zweifel,“ sagte der Polizeirath; „aber Mittelglied fehlt. Wir müssen weiter suchen, brauchen aber dazu den Sergeanten. Hat Luchsaugen, wird schon mehr finden. Will selbst den Gefangenen übernehmen, suchen Sie inzwischen mit dem Sergeanten!“

Und so geschah es. Der Sergeant, der sich jetzt Fritz zugesellte, entdeckte sofort, daß von der Stelle, wo hinter dem Haselstrauch das Gras niedergedrückt war, eine Fußspur durch das hohe Gras dem Weg zu, dann aber von diesem eine Strecke entfernt in der Richtung nach Kabelwitz führte. Da Fritz das zweite Stückchen Papier dem Fußwege etwas näher

gefunden hatte, schloß der Sergeant, derjenige, der das Papier zerrissen, habe dies im Gehen gethan und die kleinen Stückchen vereinzelt fortgeworfen. Er folgte der Fußspur und lud Fritz ein, dasselbe zu thun, dabei aber nach rechts und links scharf auszublicken. Daß der Sergeant sich in seiner Annahme nicht getäuscht hatte, bewies der Erfolg; den vereinten angestrengten Bemühungen Beider gelang es, noch einige kleine Papierabrisse zu finden, welche sie sammelten und dem Polizeirath übergaben, als sie diesen, der mit dem Gefangenen langsam vorwärts ging, nicht fern von Kabelwitz da trafen, wo die Spur sich mit dem Fußweg wieder vereinigte.

„Im Schlosse wollen wir prüfen,“ sagte der Polizeirath, über das Resultat des Fundes sehr vergnügt. „Sind gleich oben. Sergeant!“

„Zu Befehlen, Herr Polizeirath.“

„Gefangenen übernehmen. Nach altem Schloß in's Gefängniß. Nachsehen, was aus dummem Hans geworden. Schriftlichen Rapport. — Ueberwachen persönlich Gefangenen, verantwortlich für ihn. — Adieu, Doctor und ich gehen voraus.“

„Ohne Sorge, Herr Polizeirath! Zum zweiten Male entkommt der Kerl nicht, dafür stehe ich!“

Der Polizeirath nickte seinem Untergebenen freundlich zu, dann eilte er mit Fritz schnellen Schrittes dem Schlosse zu; er brannte vor Neugierde, die Papierabrisse zu untersuchen, und konnte die Zeit nicht erwarten, bis ihm dies möglich sein werde.

In dem elegant eingerichteten Gastzimmer, welches der Major ihm hatte anweisen lassen, angelangt, nahm sich der Polizeirath kaum die Zeit, den Hut abzulegen und ein Paar Morgenschuh anzuziehen, dann setzte er sich an den Tisch und breitete auf diesem die gefundenen Papierabrisse aus, es waren im Ganzen 14 an der Zahl, sämmtlich nur auf einer Seite mit wenigen Buchstaben beschrieben, nur einer enthielt das volle Wort „Darlehen“, die übrigen folgende Buchstaben: Sare — — in — — rpflich — — — enwort — — ück — — ugus — — under — — Ehr — — ck zu za — — — päte — — Friedr — — Summ — — on von No — —

Während kaum fünf Minuten war der Polizeirath eifrig beschäftigt, die Papierstückchen zusammen zu fügen und zu ordnen, dann aber legte er sich in den Lehnsessel zurück und die Hände wohlgefällig über den Bauch faltend, sagte er sehr zufrieden gestellt:

„Schauen Sie her, Doctor, das Räthsel gelöst. Zerrissener Schuldschein. Klar wie der Tag!"

Fritz Stern warf einen Blick auf die vom Polizeirath geordneten Papierstücke; auch ihm ward der Inhalt derselben durch die einzelnen Buchstaben, obgleich die Verbindungsglieder fehlten, bald klar. Die zusammengelegten Papierstücke besagten:

— under — — ück — — Friedr — — en von No — — Darlehn — rpflich — — Ehr — — — enwort — — — Summ — — päte — — ugus — ck zu za — — — Sare — — in.

„Ist's Ihnen klar," fragte der Polizeirath triumphirend. „Ich denke, man kann den Schuldschein deutlich lesen. Kleinigkeiten fehlen freilich. Schade! Ein paar Zahlen verloren; aber thut nichts, Schuldschein lautet sicher ungefähr: So und so viel h — (undert) — St — (ück Friedr) — ichsd'or habe ich von Herrn Bar — (on von No) — rdenheim als — (Darlehn) — erhalten und ve — (rpflich) — te mich auf mein — (Ehr — enwort) — diese — (Summ) — e bis s — (päte) — stens am so und so vielsten A — (ugus) — t zur — (ück zu za) — hlen — Graf Alfons von — (Sare) — nt — (in). — Schade, daß Datum und Summe fehlen. Alles übrige klar!"

Fritz schaute mit starrem Auge die Papierstücke an, er wußte, daß sein Bruder dem Grafen Sarentin eine bedeutende Summe auf Ehrenwort geliehen und daß er den Schuldschein in seiner Brusttasche bei sich getragen hatte. Dort lag der zerrissene Schuldschein. Welches Interesse konnte Wildmichel dazu geführt haben, gerade dieses für ihn ganz bedeutungslose Dokument zu zerreißen und die Stücke in den Wind zu streuen? — Nein, Wildmichel war der Mörder nicht! Graf Sarentin war es, der frühere, kaum eingeschläferte Verdacht erwachte von Neuem und wurde ihm durch die zerrissenen Papierstückchen zur Gewißheit.

„Sarentin ist der Mörder! Kein Zweifel, er ist's!" rief er, seine gewohnte Selbstbeherrschung ganz vergessend, stürmisch aus.

„Wieder vorschnelles Urtheil, lieber Doctor!" entgegnete der Polizeirath ernst. — „Vor halber Stunde sagten Sie: Wildmichel ist der Mörder. Schuldschein Verdachtsgrund, — gebe es zu, aber sehr schwacher! Viel schwächer als Gründe gegen Wildmichel. — Was liegt vor gegen Grafen? Zusammenfassen! 1) Ist im Walde gewesen zur Zeit des Mordes mit Büchse. Bah, Wald groß. Gar kein Grund. Wissen noch nicht mal, ob Büchse losgeschossen. Nachforschen, Pulver vergleichen. Stimmt's, dann wäre schon mehr Grund zum Verdacht, aber immer noch schwach. 2) Graf kommt aus Wald zurück, ist bleich, verstört. — Bah, auch nichts. — Natürlich verstört, weil Hoffnung auf Verlobung erschüttert wird. Kann nicht anders sein. 3) Schuldschein. — Wer weiß, ob Graf ihn vielleicht schon vor 8 Tagen bezahlt und zerrissen hat? — War trocken Wetter, Papierstücke vom Winde getrieben, — fehlen ohnehin viele. Vom Wege abgeweht! — Mit so schwachen Gründen belegt man keinen so schweren Verdacht, lieber Doctor; würde nicht wagen Wildmichel dem Richter vorzuführen, wenn gegen ihn nicht mehr vorläge, und doch ist Wildmichel schon eines Mordes verdächtig, Zuchthäusler und Einbrecher!

„Wollen Sie damit sagen, Herr Polizeirath, daß Sie gem Untersuchungsrichter gar keine Mittheilung von meinem, gegen den Grafen geäußerten Verdacht machen wollen?"

„Werde mich hüten, dies zu thun. — Richter und Staatsanwalt in P*** gute Kerle, aber mordsdumm. Würden Grafen vorladen, verhören, ihm eröffnen, trauriger Verdacht liege vor, möge sich rechtfertigen. Tiefe Entrüstung. Brillante Erklärung. Gegenseitiges Händeschütteln. Abgemacht! — Ist Graf unschuldig, dann braucht Niemand von Ihrem Verdacht etwas zu wissen, er selbst am wenigsten! — Ist er schuldig, dann Thorheit, ihn durch Verhör zu warnen. Hat dann Geld aus Börse und Brieftasche geraubt. Werde ihn beobachten lassen auf jedem Schritt. Wird das Geld ausgeben, — werde sehen. Halte die Hand über ihm und fasse zu, sobald es Zeit ist; — jetzt aber ist es Zeit, daß ich noch

ein Paar Stunden schlafe, ehe Dummköpfe aus P*** ankommen, — hab mir die Ruhe verdient, bin teufelsmäßig müde. Wenn das Geringste vorfällt, lassen Sie mich wecken; sonst aber erst, wenn die Herren aus P*** eintreffen. Gute Nacht."

Er wartete eine Antwort nicht ab, sondern warf sich auf das weiche Sopha und ehe Fritz das Zimmer noch verlassen hatte, schnarchte der dicke Polizeirath schon in den höchsten und tiefsten Orgeltönen.

XIII.

Acht Wochen waren seit der Ermordung des Baron von Nordenheim vergangen, noch immer aber schwebte über der Frevelthat ein geheimnißvolles Dunkel, welches auch durch die eifrigsten Bemühungen des Polizeirath Richter nicht gelichtet werden konnte.

Die Untersuchung wurde von dem Kreisgericht in P***, vor dessen Forum sie gehörte, geführt; da aber der König sich für dieselbe besonders interessirte, hatte der Polizeirath Richter auf Antrag des Polizei-Präsidenten den Spezial-Befehl erhalten, auch ferner die Nachforschungen nach dem Mörder zu überwachen. Er hatte zum großen Mißvergnügen des Kreisgerichts-Directors in P***, der eine solche Einmischung in die Thätigkeit der dortigen Justizbeamten keineswegs gern sah, mehrfach den Wildmichel verhört, aber auch ihm war es ebenso wenig als dem Untersuchungsrichter in P*** gelungen, den Gefangenen zu einem Geständniß zu bewegen. Weder die freundlichen Worte, mit denen der Polizeirath in Wildmichel drang, er möge zum Beweise seiner Unschuld genau angeben, wie er zu der Uhr, den Ringen, dem Schlüssel gekommen sei; wenn er sie gefunden habe, möge er sagen, wo? damit weitere Nachforschungen gehalten werden könnten, — noch die Drohungen des Untersuchungsrichters in P*** übten auf den verstockten Verbrecher den geringsten Einfluß. — Waldmichel blieb dabei, er habe die Sachen im Walde gefunden, — wo? — dies wisse er nicht mehr genau; er habe gewußt, daß der Baron viel Geld in seinem eisernen Geldschranke aufbewahre, deshalb hatte er den Einbruch versucht. Von dem Morde wisse er nichts. — Es wurde ihm die Aus-

sage des Fräulein Elwine von Streit über sein höchst verdächtiges Benehmen vor und bei Auffindung der Leiche vorgehalten. — Davon aber wollte er nichts wissen. Fräulein Elwine, so erklärte er, habe sich getäuscht. Er sei allerdings aufgeregt gewesen, weil ihm der Plan, in Nordenheim einzubrechen, durch den Kopf gegangen sei, und weil er gefürchtet habe, des Wilddiebstahls wegen verhaftet und bestraft zu werden. Vor dem Schloß von Kabelwitz habe er sich heimlich entfernt, um die Uhr und die andern Werthsachen, die er noch bei sich getragen, zu verstecken, damit sie, falls er verhaftet werde, nicht bei ihm gefunden würden, — bei dieser Aussage blieb er, — jedem weiteren Drängen setzte er ein beharrliches Schweigen entgegen und weitere Belastungsmomente als die bekannten, konnten gegen ihn nicht aufgefunden werden. Von der Brieftasche und der Börse des Barons erklärte er gar keine Kenntniß zu haben.

Auch Grete wurde verhört, aber ihre einfachen und klaren Aussagen überzeugten sowohl den Polizeirath als den Untersuchungsrichter in P***, daß sie gar nichts von der Schuld ihres Mannes, worin dieselbe auch bestehen mochte, wisse. Hatte Wildmichel wirklich das Geld aus der Brieftasche und Börse des Barons geraubt, dann war es von ihm bei Seite geschafft und nichts seiner Frau übergeben worden, denn diese lebte in großer Noth. Sie war wieder krank und arbeitsunfähig geworden, sie würde verhungert sein, hätte sie nicht von verschiedenen Seiten her, namentlich durch Elwine von Streit und im Geheimen auch durch den Polizeirath Richter Unterstützung erhalten.

Die Obduction der Leiche des Ermordeten hatte ergeben, daß der Tod augenblicklich erfolgt sein mußte. Eine in nächster Nähe abgefeuerte Büchsenkugel hatte das Herz durchbohrt und einen Rückenwirbel, in dem sie sitzen geblieben war, zerschmettert. Die ursprüngliche Form der aufgefundenen Kugel war nicht mehr mit Sicherheit festzustellen gewesen.

Auch in der Beobachtung des Grafen Sarentin war der Polizeirath nicht glücklich gewesen, — er hatte sich deshalb auch wohl gehütet, dem Gericht in P*** Mittheilung von dem Verdacht zu machen, den Fritz Stern gegen den Grafen ausgesprochen.

Es war nicht einmal festzustellen gewesen, ob der Graf aus der Büchse, welche er sich von dem Jäger Franz hatte geben lassen, einen Schuß gethan habe oder nicht, — Franz, bei dem der Sergeant beiläufig Erkundigungen einzog, hatte nicht darauf geachtet. Er hatte selbst die Büchse an dem Tage gebraucht, sie war noch nicht wieder gereinigt worden und es ließ sich daher gar nicht sagen, ob sie später noch einmal abgeschossen worden sei. Eine Vergleichung der Pulverkörner, welche der Polizeirath im Walde gefunden hatte, mit dem Pulvervorrath des Majors zeigte zwar eine vollständige Gleichheit, aber auch hieraus ließ sich kein ungünstiger Schluß gegen den Grafen ziehen, denn Wildmichels Pulver war dasselbe, wie das des Majors, Beide bezogen es aus der gleichen Quelle von einem Krämer im Dorfe Kabelwitz.

Der Polizeirath war trotzdem, so erklärte er seinem jungen Freunde Fritz Stern, von der Unschuld des Grafen ebenso wenig überzeugt, wie von seiner Schuld; er verabsäumte deshalb auch nicht, jeden Schritt Sarentins im Geheimen überwachen zu lassen, und dabei leistete ihm der Sergeant Weihrauch, der selbst an die Schuld des Grafen glaubte, die eifrigsten Dienste, ohne aber den geringsten Erfolg zu erzielen.

Der Graf zeigte nach dem Tode des Barons durchaus keine Veränderung in seiner Lebensweise. Er hatte dem Leichenbegängniß seines ermordeten Freundes beigewohnt und dabei eine schmerzliche Aufregung gezeigt, welche wohl durch den Verlust, den er erlitten, gerechtfertigt war; er erzählte selbst überall, daß er dem verstorbenen Baron den tiefsten Dank schuldig, daß ihm in demselben ein aufopferungsfreudiger Freund entrissen worden sei.

Nach dem Leichenbegängniß war der Graf in die Residenz zurückgekehrt; hier besuchte er wie früher die gewohnten Gesellschaftskreise. — Nur Eins war dem Polizeirath auffällig gewesen, — Sarentin hatte etwa vierzehn Tage nach der Ermordung Heinrichs von Nordenheim einen Wechsel von 1000 Thalern bezahlt, um dessen Prolongirung er früher eifrig bemüht gewesen war und den er jetzt doch decken konnte. — Hieraus würde der Polizeirath vielleicht neuen Verdacht geschöpft haben, wenn er nicht erfahren hätte, daß der Graf in

neuster Zeit beim Spiel durch das Glück begünstigt werde, da war es denn freilich nicht auffällig, daß seine Kasse gefüllt war. — Trotzdem ließ der Polizeirath seine Wachsamkeit nicht einschläfern, er mahnte namentlich Fritz Stern zu den eifrigsten Nachforschungen über den Inhalt der Brieftasche des Ermordeten, — denselben festzustellen war aber keineswegs leicht.

Im Nachlaß Heinrichs von Nordenheim hatte sich ein rechtsgültiges Testament gefunden; — Heinrich hatte seinen Bruder Fritz zum Universalerben eingesetzt, nur die Majoratsgüter, über welche er nicht verfügen durfte, gingen an einen entfernten Vetter über.

Als der Erbe seines Bruders war Fritz berechtigt, dessen Papiere und Bücher einer genauen Prüfung zu unterwerfen, diese aber verursachte ihm große Arbeit, denn die Bücher waren sehr unordentlich geführt. Heinrich hatte sich niemals viel um das Rechnungswesen gekümmert; da bei seinem großen Reichthum seine Einnahmen die Ausgaben stets überstiegen, hatte er es nicht für nothwendig gehalten, gar zu peinlich Buch zu führen, sondern sich dies ziemlich leicht gemacht. In ein Buch, welches den Titel: „Privat-Conto" führte, hatte er die Einnahmen, die für seinen Privatgebrauch bestimmt waren, mit Angabe der Quelle notirt, ebenso die Ausgaben, diese aber so ungenau, daß bei dem Abschluß, den er jährlich zu machen pflegte, immer eine nicht unbeträchtliche Summe unter der Bezeichnung Diverses zum Schluß der Ausgabe eingetragen war, um die Rechnung stimmen zu machen. Eine gerichtliche Beweiskraft konnte natürlich ein so leichtfertig geführtes Buch nicht haben.

In diesem Privat-Conto fand Fritz Stern im Monat Mai unter „Ausgabe" notirt, „200 Friedrichsd'or Darlehn an den Grafen Sarentin gegen Ehrenwortschein," eine Rückzahlung war unter der Einnahme nirgends zu finden, dagegen zeigte diese einen Posten von 2000 Thalern, den Heinrich drei Tage vor seinem Tode von seinem Banquier in P*** empfangen hatte. Bei der genauen Kassenberechnung fehlte ein Betrag von 2560 Thalern, es ließ sich daher voraussetzen, daß ungefähr diese Summe nach Abzug von einigen Hundert Thalern, die Heinrich vielleicht vergessen haben mochte, aufzu-

schreiben, in Brieftasche und Börse enthalten gewesen sei; dies entsprach auch den Gewohnheiten Heinrichs, der stets mindestens eine solche Summe bei sich zu tragen pflegte.

Weitere Nachforschungen bei dem Banquier ergaben, daß dieser die Zahlung von 2000 Thalern an Heinrich in zwei 500 Thalerscheinen, deren Nummern er notirt hatte, den Rest in Gold und kleineren Scheinen gemacht hatte. Die beiden 500 Thalerscheine fanden sich im Nachlaß nicht vor, eine größere Ausgabe hatte Heinrich in den letzten zwei Tagen nicht gemacht, es ließ sich daher voraussetzen, daß die beiden Scheine zu dem geraubten Gelde gehörten.

Als Fritz das Resultat seiner mühsamen Nachforschungen mit den Nummern der beiden 500 Thalerscheine dem Polizeirath mittheilte, sagte dieser, recht behäbig die Hände über den Bauch zusammenfaltend, vergnügt: „Vortrefflich. Bedeutender Schritt vorwärts. Graf hat Wechsel von 1000 Thalern bezahlt, werden sehen, ob Scheine dabei."

Aber die Scheine waren nicht dabei. Der Graf hatte die Zahlung in Gold geleistet und so blieb denn nur der frühere Verdachtsgrund des nicht eingelösten, zerrissen im Walde gefundenen Ehrenwortsscheines gegen ihn übrig; auf diesen Grund hin aber weigerte sich der Polizeirath mit unbesiegbarer Entschiedenheit gegen Sarentin einzuschreiten. „Geht nicht," sagte er, „kann zurückgezahlt haben. Leichtfertige Buchführung. Nicht notirt. — Vorschnelles Einschreiten würde außerdem Alles verderben. Müssen ihn sicher machen, wenn wirklich der Mörder. — Glaub's noch nicht. Strengste Bewachung. Aber warten, lieber Doctor, — Geduld!"

Aber die Geduld wurde Fritz Stern sehr schwer, denn er sah von Neuem ein drohendes Unwetter gegen Elwine sich aufthürmen, ein Unwetter, welches ihm um so fürchterlicher erschien, da er die feste Ueberzeugung von Sarentin's Schuld hatte.

XIV.

Der Major von Streit hatte schon längere Zeit vor dem Tode Heinrichs von Nordenheim gekränkelt; die Folgen des Schreckens und der Aufregung jenes furchtbaren Abends

waren für ihn verhängnißvoll. Von einem heftigen Fieber ergriffen, mußte er mehrere Tage das Bett hüten und als er sich von demselben wieder erhob, war er ein hinfälliger Greis geworden. Auch sein Geist hatte durch den schweren Schicksalsschlag gelitten. — Der alte, früher so lebensfrische Soldat saß Tage lang träumerisch mit der Bibel auf dem Schooß; er sprach nur wenig und wenn er es that, geschah es, um sich laut Selbstvorwürfe darüber zu machen, daß er den Tod des armen Heinrich verschuldet habe durch schnöden Wortbruch. Daß Heinrich gerade an jenem Abend ermordet worden, sei ein Fingerzeig Gottes. „Dein Wort soll sein ja, ja und nein, nein!" — Ein Ja sei ein Eid vor Gott und den habe er gebrochen, als er den Grafen an jenem Abend in der Hoffnung, daß Heinrich noch sein Schwiegersohn werden könne, veranlaßt habe, abzustehen von der versprochenen Verlobung, deshalb habe ihn Gott gestraft durch Heinrichs Ermordnng.

Vergeblich mühte sich Elwine ihn zu beruhigen; er wies sie hart zurück. Um ihretwillen, — so herrschte er sie an, — habe er einmal gesündigt, um einer thörichten Mädchengrille wegen habe er sein Wort gebrochen, sei er so hart von Gott gestraft worden. Aber nicht wieder solle ihn das Weinen und Flehen eines albernen Mädchens, nicht wieder die Ueberredung eines thörichten Jünglings abwendig machen von der Pflicht gegen seine Vorfahren und die Gebote Gottes. Lieber wolle er, wie Abraham, das eigene Kind zum Opferaltar führen, ehe er sich abermals der so furchtbar bestraften Sünde schuldig mache.

Dieser Gedanke war bei dem alten Herrn zur fixen Idee geworden, jeder Widerspruch reizte ihn zum heftigsten Zorn, und dieser rief dann jedes Mal höchst bedenkliche Krankheitserscheinungen hervor. Oft fürchtete Elwine für sein Leben, wenn ihm bei einem solchen Zornausbruch die Adern an der Stirn anschwollen, das Weiße in den Augen roth unterlief, und er dann vom Schwindel ergriffen, bewußtlos zusammensank. Der einsichtsvolle Hausarzt bat sie dringend, dafür zu sorgen, daß dem Kranken jede Erregung fern gehalten werde, denn ein plötzlicher Tod könne die Folge eines neuen Zornausbruches sein.

Auch Fritz Stern bestätigte den Ausspruch des Arztes, nachdem er einmal seinen Oheim bei einem solchen Anfall beobachtet hatte. Er hatte es versucht, durch ruhiges, verständiges Zureden die Selbstvorwürfe des alten Herrn zu beschwichtigen, aber seine Worte riefen nur einen heftigen Zornausbruch hervor. Der Major fluchte dem früher so geliebten Neffen, der ihn zum Wortbruch verführt habe, er ballte die Fäuste und würde in blinder Wuth auf Fritz zugeschlagen haben, wenn er nicht bewußtlos zusammengebrochen wäre. Fritz vermied es seitdem, dem Oheim zu widersprechen, er hörte mit größter Geduld dessen Selbstvorwürfe an und auch Elwinen, der treuen Krankenpflegerin ihres Vaters, rieth er das Gleiche; er erwarb sich durch seine Nachgiebigkeit von Neuem die Liebe des kranken Mannes, der sich stets wohler und freier fühlte, wenn Fritz zu einem kurzen Besuch aus der Residenz nach Kabelwitz kam.

Auch Graf Sarentin war ein häufiger Gast im Schloß, er wurde von dem Major stets mit der größten Auszeichnung empfangen. Der Graf war der erste Fremde gewesen, den der alte Herr nach dem Verlassen der Krankenstube vor sich gelassen, nach dessen Besuch er sich, während er fiebernd im Bette lag, schmerzlich gesehnt hatte. Er streckte dem Grafen, als er ihn wieder sah, zum Gruße beide Hände entgegen. „Verzeihen Sie, mein theurer Graf!“ rief er. „Strafen Sie mich nicht durch Ihren Zorn. Gott hat mich ohnehin hart genug für meinen Wortbruch gezüchtigt. Aber noch ist es Zeit, Alles wieder gut zu machen. — Sagen Sie mir nur ein Wort, dann feiern wir heut noch Ihre Verlobung mit meiner Tochter!“

Dies Wort aber sprach der Graf nicht. Er erklärte, daß er die Hoffnung nicht aufgebe, sich, wenn auch nicht die Liebe Elwinens, doch deren Achtung zu erwerben. Nicht gezwungen solle sie ihm ihre Hand reichen, sondern freiwillig, dem Wunsche, nicht dem Befehle des Vaters folgend.

Elwine fühlte sich durch diese Entsagung des Grafen etwas beschämt. Sie hatte ihm Unrecht gethan, ihn oft und absichtlich gekränkt, dies vergalt er ihr jetzt durch seine edle Entsagung; sie zeigte sich deshalb freundlicher gegen ihn, hatte sie doch durch einen Zufall auch den Beweis erhalten,

daß Sarentin, den sie für so hochmüthig, leichtfertig und herzlos hielt, ein tiefes Mitgefühl für die Leiden der Armuth hegte, daß er sie im Geheimen zu lindern versuchte, so weit er es konnte; sie war ungesehen und ohne daß er es ahnen konnte, Zeugin gewesen, wie er seine Wohlthaten spendete. Sie war empört über den ungerechten, entsetzlichen Verdacht, welchen Fritz Stern gegen den Grafen ausgesprochen hatte; um so mehr fühlte sie sich verpflichtet gegen ihn, den auch sie früher so sehr verkannt hatte, freundlicher zu sein. Zwar fühlte sie noch immer bei dem Gedanken, daß sie gezwungen werden könne, ihm die Hand zu reichen, ein Grauen. Der alte Abscheu gegen ihn erwachte dann von Neuem, aber sie machte sich selbst Vorwürfe darüber. Der, dem ihr ganzes Herz angehörte, den sie mit glühender Leidenschaft liebte, erwiderte diese Liebe nicht, Fritz fühlte nur die leidenschaftslose Zuneigung eines Bruders für sie. Er zeigte stets die gleiche, ruhige, liebevolle Freundlichkeit, nie ein wärmeres Gefühl. Fritz war für sie verloren für alle Zeit, das fühlte sie, sie konnte ihm nie etwas anderes sein, als eine liebende Schwester. Er selbst hatte ihr damals gerathen, nicht dem Fluche des Vaters zu trotzen, sondern Heinrichs Gattin zu werden. Sollte sie jetzt, wo das Leben des Vaters durch ihre Weigerung bedroht wurde, Fritz selbst hatte dies ja bestätigt, dem Grafen ihre Hand versagen, wenn er sie forderte und der Vater ihr das Jawort anbefahl?

Elwine bestand manchen schweren Seelenkampf in dieser traurigen Zeit, den schwersten aber, als nun wirklich die lange gefürchtete Entscheidung an sie herantrat. Was sie selbst, was Fritz Stern schon seit Wochen befürchtet, geschah. Der Graf, durch die milde Freundlichkeit, welche ihm Elwine seit Heinrich's Tode gezeigt hatte, ermuthigt, sprach gegen den Major die Hoffnung aus, daß seine Bewerbung bald günstiger als früher aufgenommen werden würde; mit diesen Worten aber erregte er die krankhafte Ungeduld des alten Herrn so sehr, daß dieser sofort seine Tochter rief und von ihr verlangte, sie solle im Augenblick sich entscheiden, ob sie seinen Wunsch erfüllen und die Gattin des Grafen werden wolle oder nicht.

Elwine erblaßte, sie zögerte mit der Antwort.

„Antworten Sie nicht, theures Fräulein," sagte Graf Sarentin in edler Aufwallung ihre Hand ergreifend und sie zärtlich drückend, — „so glühend ich Sie liebe, so leidenschaftlich ich den Augenblick ersehne, der mir Ihr Jawort bringt, — so verzichte ich doch freudig auf mein Lebensglück, wenn ich dasselbe mit Ihrem Schmerz erkaufen soll. Nein, Elwine, antworten Sie nicht; — gestatten Sie mir nur, daß ich noch länger in Ihrer Nähe weilen darf. Vielleicht gelingt es mir doch, Ihre Abneigung zu beseitigen, Sie endlich zu überzeugen, daß Sie nicht unglücklich werden, wenn Sie mich beglücken!" —

„Nichts da, keine Zögerung mehr!" rief der Major heftig erregt. „Die Sache hat schon viel zu lange gedauert. Entscheide Dich, Elwine! In diesem Augenblicke! Ja oder Nein! — Ich will endlich Gewißheit haben." —

Elwine schaute zu Ihrem Vater auf. — Mit Entsetzen sah sie, wie die Adern auf seiner Stirn anschwollen, wie seine Hand krampfhaft sich zusammen ballte. Ihr „Nein" konnte ihn tödten, ein Wuthausbruch, heftiger als alle früheren, mußte der Vereitelung seiner sehnlichsten Wünsche folgen. —

Noch immer zögerte sie, da hörte sie, wie er mit heiserer, gepreßter Stimme noch einmal sie anherrschte: „Entscheide Dich, — Ja oder Nein!" — Sie sah sein Auge sich röthen, sein Mund verzog sich in heftigen Zuckungen. —

„Ja!" hauchte sie, dann sank sie halb ohnmächtig in die Arme des Grafen, der sie mit ehrfurchtsvoller Höflichkeit unterstützte, als sie einem Sessel zuwankte. —

Dies „Ja" Elwinens übte eine wahre Zauberkraft auf den Major aus; alle die bedenklichen Krankheitszeichen verschwanden so schnell sie gekommen, — kräftiger als seit langer Zeit richtete er sich in dem Lehnstuhl in die Höhe und jubelnd schlug er die Hände zusammen. „Dies Ja vergelte Dir Gott, mein Herzenskind!" rief er freudig. „Du giebst Deinem alten kranken Vater das Leben wieder. Komm an mein Herz und laß Dich segnen für dieses Wort!" —

Er umarmte mit tiefer Rührung seine Tochter, dann legte er ihre Hand in die des Grafen. „So seid Ihr denn verlobt vor Gott, meine theuren Kinder und meine Schuld ist gesühnt. Aber auch vor der Welt soll Eure Verlobung

gefeiert werden durch ein Fest, so glänzend, wie es Schloß Kabelwitz noch nicht gesehen hat. Alle meine lieben Nachbarn sollen Zeugen meines Glückes sein!"

„Aber, Vater, wir haben Trauer" wendete Elwine ein.

„Keinen Widerspruch! Ich will es so," — entgegnete der Major, in welchem sich der krankhafte Eigensinn von Neuem regte. „Wir haben heut Montag, am Donnerstag wird das Verlobungsfest gefeiert. Noch heut kannst Du die Einladungskarten schreiben, unser lieber Graf wird Dir dabei helfen. Der Fritz, der gute Junge, muß auch dabei sein; er muß auf den einen Tag seine Trauer vergessen. Und nun Alfons, mein Sohn, gieb Deiner Braut zu meiner Herzensfreude in meiner Gegenwart den ersten, den Verlobungskuß!" —

Der Graf gehorchte, er küßte Elwinen. Wie Feuer brannte dieser Kuß auf ihren Lippen, — der alte Abscheu gegen den Verhaßten erwachte plötzlich aufs Neue in ihr, sie war im Begriff, den Grafen heftig zurückzustoßen, aber ein Blick auf das glücklich lächelnde Gesicht ihres Vaters! Sie duldete den Kuß, dann aber entwand sie sich den Armen des Verlobten, ihr Schmerz löste sich in Thränen auf, — das Gesicht in den Händen verbergend, eilte sie nach ihrem Kämmerchen, um sich dort in der Einsamkeit auszuweinen. —

XV.

Fritz Stern kehrte von einem frühen Krankenbesuch in seine Wohnung zurück, um seine Sprechstunde zu halten, welche stets von einer recht beträchtlichen Zahl armer Kranken besucht wurde, denn der junge Arzt hatte sich schnell einen nicht unbedeutenden Ruf erworben und da er von Unbemittelten nicht nur nie ein Honorar nahm, sondern, wo es Noth that, sogar die Medicinen, welche er verschrieb, bezahlte und seine Patienten auch sonst nach Kräften unterstützte, konnte ihm eine ausgedehnte Armen-Praxis nicht fehlen. —

Mit Vermeidung des Vorzimmers, in welchem, wie sein Diener ihm meldete, schon mehrere Patienten vor der zur Sprechstunde angesetzten Zeit eingetroffen waren, ging Fritz

nach seiner Studirstube, er wollte erst in Ruhe einen in seiner Abwesenheit angekommenen Brief lesen.

Das Schreiben lag auf dem Arbeitstisch, es zeigte in der Adresse die Handschrift des Major von Streit. —

Hastig erbrach Fritz das mit dem Streit'schen Wappen gezierte Siegel, er las:

„Mein lieber Fritz!

„Staunst Du nicht, von deinem alten schwerkranken Onkel ein eigenhändiges Schreiben zu bekommen? Ja, mein lieber Junge, ich schreibe selbst; vor ein paar Tagen hätte ich noch die Feder nicht führen können, heut aber fühle ich mich so frisch und kräftig, wie ein Jüngling. Die Freude ist der beste Arzt! Das Glück hat mich gesund gemacht! —

Mein höchster Lebenswunsch ist erfüllt und ich sehe jetzt hoffnungsreich der Zukunft entgegen, der alte Streit'sche Name wird nicht aussterben, sondern von Neuem aufblühen! —

Mit einem Wort: — Elwine hat endlich dem Grafen Sarentin ihr Jawort gegeben, — sie hat es gethan freiwillig, ohne daß ich nöthig gehabt hätte, meine väterliche Autorität aufzubieten.

Du hegst gegen unseren theuren Alfons ein altes Vorurtheil, aber ich bin überzeugt, mein lieber Fritz, Du wirst es besiegen, ebenso wie Elwine das ihrige besiegt hat, wenn Du ihn näher kennen wirst. Er ist ein liebenswürdiger, herzensguter, vortrefflicher Mensch, das hat er in den letzten Wochen bewiesen, wenn er mit Engelsgeduld mir, dem alten kranken Mann Gesellschaft leistete; auch Elwine hat dies erkannt, — sie hat mir gestern im Vertrauen gestanden, daß sie ihrem Verlobten noch schweres Unrecht abzubitten habe. — Könne sie ihn auch nicht lieben, so hoffe sie doch ihn achten zu lernen! —

Sie wird es lernen und dies ist eine bessere Garantie für das Glück ihrer Ehe, als eine phantastische Liebe, welche doch nur mit nüchterner Enttäuschung endet. —

Morgen, am Donnerstag, soll die Verlobung durch ein Fest, zu welchen ich alle meine Nachbarn und Freunde geladen habe, gefeiert werden. Ich hatte Elwinen gesagt, sie solle auch Dir schreiben und Dich bitten, zu ihrem Ehrentage

nach Kabelwitz zu kommen, ich glaubte, es sei geschehen, so eben aber hat sie mir weinend gestanden, sie habe es nicht über das Herz bringen können, den Brief an Dich zu schreiben; — oft hat sie die Feder angesetzt, aber nicht vermocht, meinen Befehl auszuführen.

Das thörichte Mädchen! — Elwine kennt Deine Abneigung gegen ihren Verlobten, sie fürchtet, Du werdest dieselbe auch jetzt nicht überwinden können; ich aber kenne Dich besser! — Ich weiß, daß Du stark genug bist, ein Vorurtheil zu bekämpfen, — daß Du mich und Elwinen zu sehr liebst, um noch ferner einem Manne feindselig gegenüber zu stehen, der jetzt zu uns gehört und bald auch Dein Vetter sein wird. — Ich weiß, daß mein Liebling, mein theurer Fritz, — seinem alten kranken Onkel eine Bitte, die vielleicht dessen letzte ist, nicht abschlagen wird, auch wenn ihm die Erfüllung schwer werden wird! — Bei dem Verlobungsfest meiner Elwine darfst Du, ihr nächster und liebster Verwandter, den sie als ihren Bruder betrachtet, nicht fehlen! Du würdest mich tief kränken, wenn Du nicht kämst.

Diesen Brief wirst Du morgen früh erhalten, Du hast dann noch volle Zeit, um den Mittagszug nach P*** zu benutzen, dort wird Dich der Wagen am Bahnhof erwarten. Alfons wird erst mit dem 3 Uhr Zuge kommen, er hat noch einige Besorgungen zu machen, wir werden daher ein paar Stündchen ganz ungestört plaudern können. — Ich weiß, mein lieber Junge, daß Du in dieser traurigen Zeit nicht dazu gestimmt ist, einem frohen Feste beizuwohnen; aber ich weiß auch, daß Du mich zu lieb hast, um mir nicht dies Opfer zu bringen! Es erwartet Dich mit Sicherheit

Dein treuliebender Onkel

Fritz von Streit."

Fritz war, während er den Brief las, mit jedem Augenblicke bleicher geworden, als er ihn beendet, blickte er lange Zeit düster sinnend zu Boden.

„Noch einen Versuch muß ich machen, die Unglückliche zu retten," sagte er leise, „noch einen Versuch! Schlägt er fehl, dann ist sie verloren für ewig, das Opfer des Mörders!"

Das Herz wollte ihm zerreißen bei dem Gedanken, Elwine, seine geliebte Elwine solle jenem Manne gehören,

den er für einen blutbefleckten Verbrecher hielt; und doch sah er nur eine Möglichkeit, sie von einem solchen Schicksal zu retten, die, daß er den Polizeirath bewegte, sofort mit der Untersuchung gegen den Grafen vorzugehen. Hierdurch wurde die öffentliche Verlobung unmöglich gemacht. Daß die Untersuchung mit dem Beweise der Schuld Sarentin's enden werde, darüber war Fritz außer Zweifel.

Er wollte sofort zum Polizeirath eilen, da aber mahnte ihn der Glockenschlag der nahen Thurmuhr, daß er zuvor noch eine Pflicht zu erfüllen habe. Die Kranken durften nicht warten, die Sprechstunde hatte begonnen! So schwer war es ihm noch nie geworden, sie abzuhalten; er bedurfte der höchsten Selbstbeherrschung, um seine ganze Geisteskraft auf die Untersuchung der Krankheitserscheinungen zu concentriren, um die Klagen und Berichte der Kranken aufmerksam anzuhören, während seine Gedanken in Kabelwitz bei Elwinen weilten.

Endlich, endlich war die schwere Stunde vorüber, er war frei, und jetzt eilte er, den Brief mit sich nehmend, um den Polizeirath aufzusuchen. Das Glück begünstigte ihn; er hatte nicht nöthig den weiten Weg bis zur Wohnung seines Freundes zu machen, denn dieser begegnete ihm auf der Straße.

„Wie sehen Sie denn aus, lieber Doctor?" fragte der gutmüthige Mann freundlich theilnehmend. „Augen liegen tief in den Höhlen, leichenblaß? Kenne Sie kaum wieder! Was ist Ihnen geschehen?"

„Ich wollte Sie aufsuchen, Herr Polizeirath, und ich bin glücklich, Sie getroffen zu haben. Sie sollen mir rathen, helfen! Meine einzige Lebenshoffnung ruht in Ihrer Hand!"

Staunend schaute der Polizeirath Fritz an, so tief erregt hatte er ihn selbst in jener fürchterlichen Nacht nicht gesehen. „Sprechen Sie, lieber Doctor!" sagte er herzlich. Was ich für Sie thun kann, geschieht, selbst das Schwerste!"

„Lesen Sie diesen Brief!"

„Straße nicht Ort dazu. Müssen ein ruhiges Plätzchen haben. Fällt mir ein, Freund von mir, Cigarrenfabrikant Leupold, Laden ganz nahe. Wird uns für Viertelstunde sein Comtoirstübchen abtreten."

Er nahm den Arm seines jungen Freundes, den er zu einem nahen Cigarrenladen führte; der Besitzer war gern bereit, dem Polizeirath seine Comtoirstube zu einer Unterredung mit Fritz zu überlassen. Der Polizeirath setzte sich bequem auf den vor dem Schreibpult stehenden Drehstuhl; er holte die Brille vor, wischte sie bedächtig ab und setzte sie auf, denn in der Nähe sah er nicht mehr sonderlich scharf, dann nahm er den Brief und las ihn mit gespannter Aufmerksamkeit. „Verfluchte Geschichte!“ sagte er, als er geendet, ärgerlich. „Armes, schönes Kind. Graf Schuft. Alter, adelsverrückter Esel von Major. Thut mir leid; aber was kann ich dabei helfen, lieber Doctor?“

„Sie allein können und müssen Elwine retten. Sie haben die Pflicht, es zu thun. Sie dürfen nicht dulden, daß der verruchte Mörder seine blutbefleckte Hand nach diesem Engel ausstreckt; noch heut, ehe noch die Verlobung gefeiert wird, müssen Sie den Grafen zur Untersuchung ziehen, um diese entsetzliche Verlobung zu verhindern!“

Der Polizeirath wurde plötzlich sehr ernst, er richtete sich aus seiner nachlässigen, gemüthlichen Stellung empor, — seine kleinen Augen öffneten sich weiter. „Sie haben mein Kind, mein Theuerstes auf der Welt vom sicheren Tode gerettet, — Herr Doctor Stern,“ — so sagte er mit tiefem Ernst, — „dafür bin ich Ihnen zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet; — es giebt kein Opfer, — wie schwer es mir auch fallen möge, welches ich Ihnen zu bringen nicht bereit wäre, nur Eins opfere ich Ihnen nicht, — meine Amtspflicht. Wie können Sie, Herr Doctor Stern, Sie ein Ehrenmann, mir zumuthen, daß ich, um Privatinteressen zu dienen, eine Amtshandlung vornehmen soll, die ein Verbrechen wäre. Lägen genügende Gründe zur Untersuchung gegen den Grafen Sarentin vor, dann würde ich ihn trotz seines Namens und Standes verhaften ohne Ihre Mahnung, — aber diese Gründe liegen nicht vor, nur ein schwacher, fast auf ein Nichts gestützter Verdacht! Ich bedauere es, Herr Doctor Stern, daß Sie, gerade Sie, eine solche Forderung an mich stellen konnten.“

Fritz Stern schlug tief beschämt die Augen nieder; er fühlte, daß er sich übereilt und daß der Polizeirath Recht

habe, verzweifelt sah er die letzte Hoffnung zur Rettung Elwinen's zerstört.

„Ueberlegen Sie doch nur selbst, mein lieber Doctor," so fuhr der Polizeirath freundlicher fort, „Alle Verdachtsmomente gegen den Grafen haben sich als nichtig bewiesen, nur Einer bleibt noch übrig, der zerrissene Schuldschein und der Umstand, daß in Ihres Bruders Büchern die Zurückzahlung nicht notirt ist. Kann der Graf diese Zahlung nicht am letzten Lebenstage Ihres Bruders gemacht haben? Ist es nicht möglich, ja wahrscheinlich, daß es geschehen, daß der Ermordete das Geld mit der Absicht, später die Notiz in seinem Buch zu machen, zu sich gesteckt hat und daß es ihm mit dem übrigen Gelde, mit Börse und Brieftasche von dem Mörder geraubt worden ist? Der Graf hat dann wahrscheinlich den Schuldschein auf dem Wege von Nordenheim nach Kabelwitz zerrissen und in den Wind gestreut. Gerade dies Zerreißen des Schuldscheines spricht für die Unschuld des Grafen. Hätte er den Mord begangen und die Brieftasche geraubt, dann würde er wohl schwerlich sorglos die Papierstücke zerstreut, sondern den Schein verbrannt haben, um jede Spur von ihm zu vernichten. Freilich ist es eine alte Erfahrung, daß selbst die raffinirtesten Verbrecher in der Aufregung nach der That irgend eine unbegreifliche Thorheit begehen, welche zu ihrer Entdeckung führt, und es ist dies ein Glück für die Menschheit, aber aus dieser Erfahrung darf man doch nicht schließen, daß der Graf, weil er den Schein zerrissen hat, der Mörder sei. Nein, mein junger Freund, auf solchen nichtigen Verdacht hin darf der Ruf eines Mannes nicht mit der schwersten Anschuldigung besudelt werden! Ich bedauere Sie und die schöne liebenswürdige Elwine; aber niemals werde ich das mir anvertraute, wahrlich schwer verantwortungsvolle Amt mißbrauchen, um Privatinteressen, wie theuer mir diese auch sein mögen, zu dienen!"

Erschöpft von der langen zusammenhängenden Rede sank der Polizeirath wieder in die nachlässige Stellung zurück, aus der er sich für kurze Zeit erhoben hatte. Fritz drückte ihm sehr herzlich die Hand. „Sie haben mich tief beschämt, verehrter Herr," sagte er traurig. „Ich erkenne meine

Schuld; nur die Verzweiflung, nur der sehnsüchtige Wunsch, meine theure Elwine vor einem entsetzlichen Schicksal zu retten und die Ueberzeugung von der Schuld des Grafen konnten mich zu der Bitte verführen, deren Unerfüllbarkeit ich jetzt selbst einsehe. Verzeihen Sie mir."

„Von Herzen, lieber Doctor! Aber Kopf nicht hängen lassen. Muth! Werden heut nach Kabelwitz gehen?"

„Ja. Ich kann die Bitte meines Oheims nicht abschlagen und will es nicht. Ist Elwine zu dieser Verlobung gezwungen worden, dann bedarf sie meines Schutzes. Hat sie freiwillig sich entschlossen, die Braut Sarentin's zu werden, dann — — dann freilich ist Alles verloren! Leben Sie wohl, Herr Polizeirath, ich kehre nach meiner Wohnung zurück, um einige Vorbereitungen für die kleine Reise zu treffen.

„Warten Sie einen Augenblick, begleite Sie ein Stück Weges. Will nur erst eine kleine Schuld an Freund Leupold bezahlen. Heda Leupold! alter Sohn! Gestern 3 Thaler für Zehntel Kiste schuldig geblieben, schlechtes Zeug, Freundschaftscigarren, Stinkadores; hab sie aber einmal, muß sie rauchen und bezahlen. Hier Friedrichs'dor, gieb mir 2 Thaler 20 Silbergroschen heraus."

Der Kaufmann, der seinen alten Freund genügend kannte, so daß er keinen zu großen Werth auf dessen schmeichelhafte Bezeichnung seiner Cigarre legte, nahm lächelnd den Friedrichsd'or und gab das geforderte Geld, zwei harte Thaler und 20 Silbergroschen heraus, er legte es auf das Schreibpult, vor dem der Polizeirath noch immer auf dem Drehstuhl saß, während Fritz neben ihm stand, dann kehrte er in den Laden zurück, wo schon ein Kunde seiner wartete.

Der Polizeirath holte gemüthlich seine Börse hervor und wollte eben das Geld einstecken, als Fritz einen der Thaler ergriff, ihn mit der gespanntesten Aufmerksamkeit betrachtete und in höchster Erregung ausrief; „Ich irre mich nicht, ich kann mich nicht irren! Sehen Sie hier das zerbeulte Wappen! Dies ist der Thaler, den Heinrich dem Wildmichel aus der Hand geschossen hat, den er als Anden-

ken behalten wollte, in seine Börse steckte und der ihm mit dem übrigen Gelde geraubt worden ist."

„Das wäre ja ein wunderbarer, seltsamer Zufall," entgegnete der Polizeirath, den Thaler betrachtend, „aber möglich ist es. Kommt vor dergleichen. Sind Sie sicher, daß Sie sich nicht irren?"

„Ganz sicher! Ich habe das Geldstück nach dem Meisterschuß meines Bruders sehr genau angesehen. Ich kann mich nicht irren. Sehen Sie nur hier, Sie können selbst den Anschlag der Kugel ganz genau erkennen."

„Hm. Scheint wirklich so! Haben ja wohl auch die andern Gäste Ihres Bruders ebenso wie Sie, den Thaler genau angeschaut?"

„Ja wohl, der Rittmeister von Basenow von den Husaren und der Lieutenant von Waltner von den Dragonern."

„Hm, wollen doch einmal sehen, ob wir dem Thaler nicht auf die Spur kommen können. Ist ein auffallendes Stück, vielleicht weiß Leupold, woher er ihn erhalten. Heda, Leupold, altes Haus, komm doch mal her. Sieh mal den Thaler hier an, kennst Du ihn?"

„Freilich kenne ich ihn, ich habe ihn Dir ja eben gegeben. Ich weiß nicht, was mit dem Dinge vorgegangen sein mag, er hat eine merkwürdige Beule da im Wappen; aber richtig ist er. Wenn Du zweifelst, will ich Dir einen andern Thaler geben."

„Nein, zweifle nicht; aber möchte gern wissen, woher Du den Thaler hast. Weißt Du es?"

„Ganz genau. Der alte Isaac Lebermann hat ihn mir vor kaum einer Stunde in Zahlung gegeben; ich zweifelte erst an der Aechtheit, ließ ihn springen; aber er gab den reinsten Silberton und darum habe ich ihm genommen."

„Hm. Isaac Lebermann? Alter Jude, Hausirer? Nicht wahr?"

„Ja, er zieht mit seinem Wagen im Lande umher und verkauft den Bauern tausend verschiedene Sachen, auch Cigarren, die er von mir bezieht. Er ist schon seit vielen Jahren mein Kunde, eine grundehrliche Haut!"

„Weißt Du, wo er hier in der Stadt wohnt? Ich muß ihn sprechen."

„Nein, das weiß ich nicht; aber er will um ½12 Uhr wieder hier sein; er hat seine Cigarren noch im Laden stehen lassen, die will er abholen und dann mit dem 12 Uhr Zuge nach P*** fahren.“

Der Polizeirath sah nach der Uhr. „Wir haben jetzt ½11, also noch eine Stunde, bis der alte Isaac kommt, diese Zeit wollen wir benutzen. Höre, Freund Leupold, in einer Stunde spätestens bin ich wieder hier, muß den alten Isaac wegen des Thalers sprechen, halte ihn auf, bis ich komme, laß ihn unter keiner Bedingung fort. Aber reinen Mund! Kein Wort von dem Thaler! Wichtige Polizei-Sache! Verstanden?“

„Ich denke wohl. Der Alte soll nichts merken; aber komm pünktlich zurück, denn lange halten kann ich ihn nicht, da er mit der Eisenbahn fort will.

„Um ½12 spätestens bin ich hier. Vorwärts, jetzt, Doctor, zu Ihren Offizieren. Müssen sehen, ob die den Thaler auch so genau kennen, wie Sie. Nehmen uns eine Droschke, die Zeit drängt.“

Eiligst verließ der Polizeirath mit Fritz den Laden, auf dem nahen Droschkenhalteplatz suchte er mit Kennerblick nach dem besten Pferde und er verhieß dem Kutscher ein gutes Trinkgeld, wenn er die Peitsche tüchtig gebrauche. Dies Versprechen trug seine guten Früchte. Mit der größten Schnelligkeit, welche eine Residenzdroschke überhaupt zu entfalten vermag, legten der Polizeirath und Fritz den weiten Weg bis zur Wohnung des Rittmeisters von Basenow zurück.

Der Rittmeister war zu Haus; auch er war, als ihm der Polizeirath den Thaler zeigte, nicht einen Augenblick zweifelhaft; er erkannte das Geldstück sofort mit solcher Bestimmtheit wieder, daß er sich bereit erklärte, nöthigenfalls vor Gericht eidlich zu erhärten, der ihm vorgelegte Thaler sei der durch die Kugel Heinrichs von Nordenheim getroffene.

Nicht so bestimmt war die Aussage des Lieutenant von Waltner, zu welchem der Polizeirath zunächst fuhr. Der gute Lieutenant gestand, daß er von jenem Nachmittage nur eine ziemlich unklare Erinnerung habe. Er erinnere sich wohl, daß der Baron nach einem Thaler geschossen habe, auch des getroffenen Geldstücks erinnere er sich; aber nicht

so sicher, daß er bestimmt sagen könne, wie es ausgesehn. Es habe eine Beule im Wappen gehabt, er glaube wohl, daß der vorgelegte Thaler derselbe sein könne, den der Baron getroffen, mit Sicherheit aber könne er es nicht sagen.

„Hätten uns Besuch des guten Lieutenants sparen können," sagte der Polizeirath mißmuthig, als er in die Droschke stieg; „aber Aussage des Rittmeisters und die Ihrige genügen. Brenne vor Neugier, ob alter Jude uns sagen kann, woher er den Thaler hat."

Es war noch nicht ½12 Uhr, als die Droschke wieder vor dem Leupold'schen Laden hielt, in welchem der alte Isaac Lebermann schon eingetroffen war.

Der Hausirer erschrak nicht wenig, als ihn der Polizeirath, den er sehr wohl kannte, einlud, ihm in die Comtoirstube zu folgen. „Gott der Gerechte!" sagte er zitternd, „hab ich doch nichts begangen. Weshalb soll ich werden verhört von dem Herrn Polizeirath?"

„Keine Sorge, Freund Lebermann," entgegnete der Polizeirath, „kein Verhör. Will Sie um eine Gefälligkeit bitten. Sehen Sie den Thaler hier an. Kennen Sie ihn?"

Der alte Lebermann schaute erst sehr genau den Thaler, dann mißtrauisch den Polizeirath an, er zögerte mit der Antwort. „Weshalb soll ich kennen den Thaler?" fragte er endlich. „Ist es doch ein ächter, richtiger Thaler, wenn er auch hat eine kleine Beule."

„Besinnen Sie sich, Lebermann!" entgegnete der Polizeirath mit ernster Entschiedenheit. „Bedenken Sie aber bei Ihrer Antwort, daß Sie Ihre Aussage werden beschwören müssen. Also keine Ausflüchte, sondern die reine Wahrheit! Kennen Sie den Thaler?"

„Was werd' ich nicht kennen den Thaler? Kenn ich ihn doch an der Beule. Hab ich ihn doch bezahlt dem Herrn Leupold für Cigarren."

„Wissen Sie, von wem Sie den Thaler erhalten haben?" —

„Werde ich es nicht wissen? Seh ich mir doch an das Geld, welches ich einnehme! — Den Thaler mit der Beule hab ich lassen klingen und da er gewesen ist gut und richtig, hab ich ihn genommen." —

„Besinnen Sie sich, Lebermann. Es hängt mehr von Ihrer Aussage ab, als Sie glauben. Von wem haben Sie den Thaler?“ —

„Brauch' ich mich doch nicht zu besinnen, weiß ich doch ganz genau, daß ich ihn bekommen habe von einer Frau in Kabelwitz, welche hat gekauft eine wollene Decke für ihr krankes Kind. — Heißt die Frau Grete Born und ist die Frau von dem grausamen Mörder, den die Leute nennen den Wildmichel, der hat todtgeschossen den Herrn Baron von Nordenheim.“ —

Der Polizeirath fuhr in jähem Schreck zurück; diese Antwort hatte er nicht erwartet, — sie erschütterte ihn tief. — „Wissen Sie das gewiß und können Sie es beschwören?“ fragte er noch einmal. —

„Ganz gewiß und kann ich's beschwören vor Gericht.“ „Ich hab eingenommen den Thaler redlich in mein Geschäft und wenn er ist gestohlen, bin ich doch unschuldig daran; kann ich doch nicht ansehen dem Thaler, ob er ist gestohlen oder nicht!“ —

„Es klagt Sie Niemand an, Lebermann! — Gehen Sie jetzt, ich weiß genug. Aber noch ein Mal mache ich Sie darauf aufmerksam, Sie müssen Ihre Aussage vor Gericht beschwören. Sind Sie nicht ganz sicher, dann besinnen Sie sich und sagen Sie es jetzt, ehe es zu spät ist.“ —

Lebermann schüttelte unmuthig den Kopf. — „Würd' ich es nicht sagen vor der hohen Polizei, wenn es nicht wäre die reine Wahrheit. Ich hab den Thaler eingenommen für eine alte wollene Decke von der Frau Grete Born, — hier steht es in meinem Buch!“ — Er holte ein großes beschmutztes Notizbuch aus der weiten Rocktasche, blätterte in demselben und zeigte dann dem Polizeirath eine Notiz, sie lautete: „5ten Sept. die grose woll Deche an die Ehrete 1 Thlr. 5 Gr. (Der Dalehr is guht.)“ —

„Ich danke Ihm, Lebermann, ich zweifle nicht mehr“ sagte der Polizeirath traurig, indem er das Buch zurückgab. Der Jude entfernte sich mit dem devotesten Gruße. —

Mehrere Minuten saß der Polizeirath sinnend, dann aber erhob er sich. — „Das war ein harter Schlag für mich! — Alter Esel, — glaubte an Redlichkeit! Ließ mich

bestechen durch Augen des Weibes! — Muß Jeder noch lernen, wie alt er auch wird. Hätte nie geglaubt, daß Grete Hehlerin! — Aber gut, daß die wichtige Entdeckung gerade jetzt kam. Werden nun wohl nicht mehr an Schuld des Grafen glauben, Doctor? — Wildmichel ist der Mörder! Der Thaler da, der Verräther, vollendet fast den Indicienbeweis. — Muß gleich nach P***, den Schurken vernehmen. Höchste Eile, in einer Viertelstunde geht Zug ab. Treffen uns im Bahnhof, Adieu!" —

XVI.

Es war die höchste Zeit, der Zug setzte sich eben in Bewegung, als Fritz, die Reisetasche in der Hand, in den Wagen sprang, aus welchem ihm der Polizeirath winkte. In einem Coupé Zweiter Classe saßen die beiden Reisenden allein, sie konnten ungestört plaudern. —

Der Polizeirath hatte die Aufregung, in welche er durch die neue Entdeckung gerathen war, noch immer nicht überwunden. „Glaubte ein Menschenkenner zu sein" sagte er, „bin ein altes grauhaariges Kameel. Alter Polizist und muß mich betrügen lassen von einem Wildmichel und einer Grete! Glaubte wirklich, Kerl sei unschuldig am Morde. — Bedauerte armes Weib! — Obstinater Kerl, wird schwer werden, ihn zum Geständniß zu bringen, wo Geld gelassen hat, denke aber Thaler wird Wirkung ausüben. — Werde heut Abend nach Kabelwitz kommen, Grete verhaften. Weib vielleicht fügsamer. — Werden Räthsel lösen, welches über Verbrechen schwebt. — Thaler Verräther! — Sehen jetzt selbst, Doctor, welch ein Glück, daß ich auf Ihren Verdacht nicht einging. — Haben dem Grafen schweres Unrecht gethan, sollten ihm auf den Knieen Abbitte leisten. Zum Glück weiß er nichts davon!" —

So plauderte der Polizeirath, welchem Fritz, nur hier und da eine Bemerkung einreihend, zuhörte. Auch auf ihn hatte die Auffindung des verrätherischen Thalers ihren Einfluß nicht verfehlt, er konnte jetzt ebensowenig wie der Polizeirath noch zweifeln, daß Wildmichel der Mörder sei, daß er seiner Frau einen Theil des Geldes oder die ganze geraubte Summe zur Aufbewahrung gegeben habe, der

von Grete verausgabte Thaler sprach zu laut und überzeugend. — Wenn aber Wildmichel der Mörder, dann mußte Graf Sarentin unschuldig sein! — Er sah dies nun ein, er erkannte die Richtigkeit der gegen den Grafen jetzt noch vorliegenden Verdachtsgründe an und dennoch, — wie seltsam! — konnte er den Verdacht gegen Sarentin nicht besiegen. Immer wieder trat das Bild des Grafen, wie er ihn bleich, zitternd, kaum auf die Worte des Majors achtend, in jener Nacht gesehen hatte, vor seine Erinnerung und vergeblich suchte er sich selbst zu überreden, daß damals die fieberhafte Aufregung Sarentins durch die Vereitelung seiner Hoffnung, nicht durch quälende Gewissensbisse oder die Furcht vor der Entdeckung eines Verbrechens hervorgerufen worden sei. — Er schämte sich seines Verdachts, dieser aber blieb ihm.

P*** war bald erreicht. Auf dem Bahnhof stand die Equipage des Majors, welche Fritz erwartete. — „Wir sehen uns heut Abend in Kabelwitz", sagte der Polizeirath beim Scheiden. „Nach dem Verhör Wildmichels muß ich, so schwer es mir auch wird, — die Grete verhaften; habe deshalb zu Haus hinterlassen, Sergeant Weirauch mit dem nächsten Zug nachkommen. — Lasse Sie aus Gesellschaft herausrufen, theile Ihnen mit, was geschehen. Vergessen Sie nicht, Doctor, daß Sie Graf Sarentin schweres Unrecht gethan und viel wieder gut zu machen haben!" —

Mit diesem Worte schied er; Fritz stieg in den Wagen; die muthigen Braunen führten ihn im schnellen Trabe nach Kabelwitz.

Erst als er allein im Wagen saß, konnte er mit Ruhe überlegen, wie er sich dem Oheim, wie Elwinen und dem Grafen gegenüber zu verhalten habe. War Elwine durch Drohungen, oder auch nur durch Ueberredung gezwungen worden, in die Verlobung zu willigen, dann mußte dieser Zwang gelöst werden, auch auf die Gefahr hin, daß die Gesundheit des Majors durch die unvermeidliche Aufregung gefährdet werde. Hier gab es keine Wahl. Das Glück eines jungen Lebens durfte nicht den Grillen und dem Eigensinn eines alten kranken Mannes geopfert werden.

Wenn aber Elwine freiwillig ja gesagt hatte? Sein

Herz zog sich krampfhaft bei dem Gedanken zusammen; er wollte daran nicht glauben; aber der Verstand sagte ihm, daß doch möglich sei, was das Herz für unmöglich halten wollte. Er hatte bei seinem letzten Besuche in Kabelwitz wohl die Veränderung in Elwinens Meinung über den Grafen bemerkt; der Oheim schrieb ihm, daß sie ganz freiwillig „Ja“ gesagt habe und einer Unwahrheit, dies wußte er, war der alte Soldat nicht fähig.

Nur wenn ein Zwang gegen sie geübt wurde, durfte er ihr helfend als ihr natürlicher Schützer zur Seite treten, ihren eigenen Willen zu beugen, hatte er kein Recht. Er mußte das Widerstreben seines Herzens überwinden, er durfte sie nicht zu überreden suchen. Er war entschlossen. Sie sollte den Schmerz nicht ahnen, der ihn verzehrte. Keine Veränderung in seinem Wesen sollte ihr zeigen, was er fühlte. Dem Oheim mußte er mit alter Herzlichkeit, dem Grafen Sarentin mit ungezwungener Höflichkeit entgegentreten.

Der Wagen hielt, Schloß Kabelwitz war erreicht. — Fritz schaute nach dem Fenster von Elwinens Stübchen, — er sah sie, sie blickte zu ihm herab, aber seinen Gruß erwiedernd trat sie zurück. Er mußte sie sprechen, mußte Gewißheit haben, ehe er den Oheim aufsuchte. Flüchtigen Schrittes eilte er die Treppe in die Höhe bei des Majors Zimmer vorüber; ohne zu klopfen, öffnete er die Thür zu Elwinens Stübchen.

Sie hatte seinen Schritt gehört, sie erwartete ihn. Wie bleich sie war! Wie hatte sie sich in den wenigen Wochen, seit er sie nicht gesehen, verändert. — Die früher stolz und kräftig aufgerichtete Gestalt war gebeugt, das strahlend schwarze Auge schien umflort, es lag tief in den Höhlen und um den Mund zuckte statt des kecken, frischen Lächelns ein Zug schmerzlicher Ergebung. Sie hatte sich vorgenommen, ihn mit kalter Freundlichkeit zu empfangen, als er aber jetzt, ihr beide Hände entgegenstreckend, auf sie zueilte, als sie in sein in tiefster Erregung erglühendes Gesicht schaute, als er ihr zurief: „Elwine, meine liebe, liebe Elwine, sage mir, wie konnte dies geschehen?“ da siegte das Herz über den nüchternen kaltberechnenden Verstand. Alle ihre Vorsätze, sich zu beherrschen, kalt und ruhig zu erscheinen, vergessend, brach sie in ein krampfhaftes

Schluchzen aus und als nun sein Arm sie umfing, lehnte sie den Kopf an seine Brust.

„Was ist geschehen, Elwine, sage es mir?“ so sprach er, sie zärtlich an sich drückend, mit bebender Stimme. „Hat man Dich gezwungen, Du armes Kind? Ich dulde es nicht, das schwöre ich Dir!“

Seine Worte gaben ihr die verlorene Selbstbeherrschung zurück. Sie entzog sich seinem Arm und ihre Thränen trocknend, erwiderte sie:

„Nein, Fritz, Du irrst Dich! Mich hat Niemand gezwungen.“

„Freiwillig willst Du des Grafen Braut werden?“

„Ja.“

„Es ist unmöglich, ich kann es nicht glauben! So schnell kann sich Dein Abscheu nicht in Liebe umgewandelt haben.“

Ein dunkles Roth überflog Elwinens bleiche Wangen, ihr schwarzes Auge leuchtete zornig auf, als sie antwortete:

„Wer spricht von Liebe? Der Graf verlangt sie nicht. Hast nicht auch Du mir einst gerathen, ich solle Heinrich meine Hand geben, obwohl Du wußtest, daß ich ihn nicht liebte? Ich habe Alfons schweres Unrecht gethan! Er ist ein edler Mensch; wenn ich ihn nicht lieben kann, so achte ich ihn doch!“

Ein Gefühl tiefer Bitterkeit erfüllte Fritz, als er hörte, wie Elwine den Vornamen des gehaßten Mannes nannte und sie diesen so eifrig lobte.

„Du kennst ihn nicht!“ sagte er mißmuthig.

„Ich kenne sein Herz! Zu lange habe ich mich durch Dein Vorurtheil gegen ihn verführen lassen, ihn unfreundlich zu behandeln. — Der entsetzliche, ungerechtfertigte Verdacht, den Du so schonungslos gegen ihn ausgesprochen hast, hat mir zuerst die Augen über die Ungerechtigkeit Deiner Feindschaft gegen ihn geöffnet; seitdem habe ich ihn besser kennen gelernt und ihm freiwillig, — ja Fritz, freiwillig mein Jawort gegeben. Ich habe es gethan, — Dir, meinen Bruder, darf ich es sagen, — um den höchsten Wunsch meines Vaters zu erfüllen, mein Nein würde ihn getödtet haben. — Quäle mich nicht mit Einwendungen; mache mir die Pflicht, die ich er-

fülle, nicht schwerer, als sie ohnehin ist. — Geh, Fritz, ich muß mit mir selbst allein sein, um mich vorzubereiten auf den heutigen Abend! Geh, der Vater erwartet Dich."

Sie wendete sich ab, um die Thränen zu verbergen, die sie trotz der Aufbietung ihrer höchsten Willenskraft nicht länger zurückzuhalten vermochte.

Elwinens Worte hatten Fritz in tiefster Seele erschüttert. Freiwillig hatte sie ihr Wort gegeben, sie hatte sich geopfert für den kranken Vater. Ihr Entschluß war gefaßt, — er war, das fühlte er wohl, unerschütterlich; ein wilder Schmerz ergriff ihn, als er sich sagte, daß sie verloren für ihn sei für alle Zeit. Die gewohnte Selbstbeherrschung, die er bisher in allen Lagen des Lebens so kräftig aufrecht zu erhalten gewußt hatte, verließ ihn; sich selbst vergessend, nur dem unüberwindlichen Drange des Gefühls folgend, zog er Elwinen zu sich, sie widerstrebte ihm nicht mehr und als er sie nun mit glühender Leidenschaft küßte, da umschlang sie seinen Hals mit ihren Armen, da erwiederte sie liebetrunken seine Küsse.

„Es kann, es darf nicht geschehen!" rief er, das geliebte Mädchen feurig umarmend. „Du bist mein, Elwine, ich lasse Dich nicht. Du darfst Dich diesem Elenden nicht opfern. Dem theuren Dahingeschiedenen, meinem Bruder Heinrich, konnte ich meine Liebe opfern, nicht aber seinem Mörder!"

Das Wort wirkte elektrisch. Elwine riß sich los von ihm; — tief erröthend floh sie zum Fenster, er wagte ihr nicht zu folgen.

„Geh, Fritz," sagte sie mit tonloser Stimme, „verlaß mich, mein Schicksal ist unabänderlich entschieden! — O, hätte ich früher gewußt, daß Du mich liebst! Aber es ist zu spät. Ich habe mein Wort gegeben, und ich würde meinen Vater tödten, wenn ich es brechen wollte!"

„Elwine!"

„Fritz, ich flehe Dich an, verlaß mich. Willst Du, daß ich die Achtung vor mir selbst verlieren soll? — Schon habe ich, die Braut eines Andern, in freventlicher Selbstvergessenheit Dir verrathen, daß ich Dich liebe, schon habe ich mich schwer vergangen; aber noch zur rechten Zeit hast Du durch Deine entsetzliche, ungerechte Anklage mich an meine Pflicht

erinnert. — Ich werde sie erfüllen! — Geh, Fritz, wir müssen scheiden für immer!"

Fritz antwortete nicht, schweigend, gebeugten Hauptes, verließ er Elwine. Als er wieder allein draußen auf dem langen Gange, der das ganze Schloß durchschnitt, war, blieb er lange stehen, — er bedurfte der Zeit, um sich zu sammeln, dann aber richtete er sich kräftig auf. — „Sie erfüllt ihre Pflicht!" sagte er sich selbst. — „Sie soll mich nicht schwach finden. — Wie sie heldenmüthig zu entsagen entschlossen ist, so werde auch ich mein Herz bezwingen."

Langsam durchschritt er den Gang; er erreichte die Thür zum Wohnzimmer des Oheims, noch einen Augenblick blieb er stehen, — als er aber eintrat, war er so ruhig und gefaßt, grüßte er mit so unbefangener Freundlichkeit und Herzlichkeit den Major, daß dieser, obgleich er wußte, daß Fritz von Elwinen kam, doch nicht ahnen konnte, wie nahe der Vereitelung seine liebsten Pläne gewesen waren.

Und diese Ruhe bewahrte Fritz; gegen den Oheim zeigte er seine gewohnte Herzlichkeit, gegen Elwine, welche bald darauf, noch immer mit hochrothen Wangen, im Wohnzimmer erschien und es kaum wagte, ihn anzublicken, die alte brüderliche Freundlichkeit, gegen den Grafen Sarentin, der gegen vier Uhr im Schloß eintraf, eine rücksichtsvolle Höflichkeit, — welche der Graf mit einem überfreundlichen Entgegenkommen vergalt.

Der Major war glücklich. Er hatte gefürchtet, Fritz, den er so sehr liebte, werde ihm eine schwere Stunde bereiten, er werde gezwungen sein, dessen Einwendungen gegen die Verlobung vielleicht mit harten Worten zurückzuweisen; um so freudiger war er überrascht, als Fritz sich jedes Tadels enthielt und von der Verlobung als von einer abgemachten Sache sprach; als nun gar nach der Ankunft des Grafen sich nicht, wie er gefürchtet hatte, zwischen diesem und seinem Neffen ein sehr gespanntes, feindseliges Verhältniß zeigte, sondern Beide sich streng in den Formen der gesellschaftlichen Höflichkeit bewegten, als der Graf sogar offen den Wunsch aussprach, Fritz freundlich näher zu treten und dieser ihn nicht herb zurückwies, da traten dem alten Herrn die Thränen in die Augen.

„Mein lieber, lieber Junge," sagte er, Fritz die Hände

drückend, „Du machst mich alten, kranken Mann wahrhaft glücklich.“ — Ein dankbarer Blick Elwinens bestätigte die Worte ihres Vaters und belohnte Fritz für den entsetzlichen Zwang, den er sich ihretwegen auferlegte und den er doch kaum zu ertragen vermochte. — Jedes höfliche, freundliche Wort, welches er zu Sarentin sprach, kostete ihm die schwerste Selbstüberwindung; niemals war ihm der Graf verhaßter gewesen, niemals hatte er lebendiger das Gefühl des Widerwillens gegen ihn empfunden.

Die wenigen Nachmittagsstunden, welche dem Major in dem kleinen Familienkreise so schnell vergingen, ihm ein so großes Glück gewährten, waren für Fritz eine Zeit unsäglicher Qual. Mit eifersüchtigem Auge bewachte er jede Annäherung Sarentin's an Elwine, als jener sich neben seine Braut setzte und vertraulich deren Hand ergriff, hätte ihn Fritz vernichten mögen, obgleich er sich sagen mußte, daß der Graf eine musterhafte Rücksichtsnahme zeigte, daß er seiner Braut nicht mit Zärtlichkeitsbezeugungen lästig fiel.

Die Stunden verflossen mit bleierner Langsamkeit, Fritz vermochte kaum mehr seine peinigende Ungeduld zu zügeln, seine schwer errungene Fassung zu bewahren, als zu seiner höchsten Erleichterung das Rollen eines Wagens auf dem Pflaster des Schloßhofes das Eintreffen der ersten Gäste verkündete und der Unterhaltung im engsten Familienkreise ein Ende machte.

Der Major hatte für das Verlobungsfest seiner Tochter glänzende Vorbereitungen getroffen. Der große Saal im Erdgeschoß des Schlosses und die daran stoßenden Prachtzimmer waren festlich geziert und tageshell erleuchtet. Der gesammte Adel der Nachbarschaft, alle alten Bekannten und mehrere Freunde Sarentins aus der Residenz waren eingeladen. Eine Reihe von gemietheten Equipagen stand auf dem Bahnhof in P*** bereit, um die mit dem 6 Uhr Zuge aus der Residenz dort Eintreffenden nach Kabelwitz zu führen. — Die Einladungen hatten von dem Zweck des Festes nichts verrathen, denn der Major beabsichtigte eine Ueberraschung seiner Gäste, — er hatte sich vorgenommen, die Verlobung während der Abendtafel zu proklamiren und damit waren sowohl Sarentin als Elwine einverstanden

gewesen, sie entgingen ja dadurch den lästigen Glückwünschen der vereinzelt eintreffenden Gäste.

Wagen auf Wagen rollte in den Schloßhof, die großen Zimmer füllten sich, eine vornehme, den ersten Adelskreisen des Landes und der Residenz angehörende Gesellschaft versammelte sich. Fritz fühlte sich in dieser glänzenden Menge recht einsam, dies aber that ihm wohl, er war wenigstens nur selten gezwungen, während sein Herz übervoll war, nichtssagende Höflichkeitsphrasen auszutauschen. Wohl kannte er fast alle benachbarten Gutsbesitzer, aber er hatte nicht nöthig, sie zu begrüßen, denn die meisten von ihnen ignorirten den bürgerlichen Doctor, nur einige fanden es der Mühe werth, ihm, weil er der Neffe des Hausherrn war, im Vorübergehen die Hand zu reichen.

Fritz konnte sich ungestört in eine Fensternische zurückziehen und von hier aus die durcheinander wogende Menge der Herren in glänzenden Uniformen, der Damen in brillanter strahlender Balltoilette beobachten, wie sie sich, nachdem sie von dem Hausherrn und Elwinen empfangen worden waren, in kleinen Gruppen zertheilten und gegenseitig eifrig nach der Ursache des unerwarteten großartigen Festes fragten, welches der Major so merkwürdig schnell nach dem schrecklichen Tode seines Neffen gebe. Eine besondere Veranlassung müsse der alte Herr haben, darüber waren Alle einig und bald verbreitete sich, durch einige nähere Bekannte Sarantins veranlaßt, das Gerücht, bei der Abendtafel werde die Verlobung der Tochter des Hauses mit dem Grafen proclamirt werden.

Aller Augen richteten sich neugierig auf Sarentin und Elwine, — die Damen fanden dabei Gelegenheit genug zu mancher hämischen Bemerkung. — Wie geisterhaft bleich die schöne Braut war, — wie tiefe, dunkle Ränder ihre Augen umringten. — „Das kommt vom vielen Weinen!“ raunte die eine Dame der anderen zu. — „Ein geputztes Schlachtopfer, welches man zur Schlachtbank führt!“ meinte diese. —

„Der Alte soll unendlich reich sein!“ flüsterte ein Freund Sarentin's. „Desto besser,“ ein Anderer, „dann habe ich Hoffnung, daß er mir seine Spielschuld bald bezahlen wird.“ — „Darüber können Sie ohne Sorge sein,“ erwiderte der Erste, ein Graf Lehnholz, — „auch ohne diese Partie würde er

Ihnen nichts schuldig geblieben sein, wenn Sie ihn gemahnt hätten. Er ist jetzt merkwürdig bei Kasse. Ich habe gestern Abend im Club ein Wort gegen ihn fallen lassen und sofort war er mit einem schönen 500 Thalerschein bei der Hand."

Der Abend war schon ziemlich vorgerückt, als der Major, der einen Rundblick durch den Saal gethan und sich überzeugt hatte, daß wohl alle die erwarteten Gäste eingetroffen seien, Sarentin ein verabredetes Zeichen gab. — Der Graf bot Elwinen den Arm, um sie nach dem Speisesaal zu führen, das Brautpaar sollte voranschreiten, die übrige Gesellschaft folgen.

Da rasselte noch ein Wagen über den Schloßhof, er hielt vor dem Portal, — aus Höflichkeit für den verspäteten Gast bat der Major den Grafen, noch kurze Zeit zu verziehen, er selbst näherte sich der Eingangsthür, um den Neuankommenden sofort zu empfangen. Aber er wartete vergebens, statt des erwarteten Gastes trat der Jäger Franz ein, mit seltsam verstörtem Gesicht schaute er sich im Zimmer um und als er den Grafen Sarentin unter den Gästen herausgefunden hatte, eilte er auf ihn zu. „Herr Graf verzeihen," sagte er leise. „Ein fremder Herr ist angekommen. Er wünscht den Herrn Grafen sofort zu sprechen und bittet, Sie möchten doch herauskommen; er wartet auf dem Vorsaal."

„Wer ist der Fremde?" fragte Sarentin erstaunt.

Franz senkte das Auge. „Ich — ich weiß es nicht!" stotterte er; die Botschaft, welche er auszurichten hatte, war ihm offenbar höchst unbehaglich.

„Ist noch ein Gast eingetroffen, Franz?" fragte der Major, ungeduldig über die Störung näher tretend.

„Nein, gnädiger Herr," entgegnete Franz verlegen, „nur ein fremder Herr, der den Herrn Grafen dringend zu sprechen wünscht." Dem Major ins Ohr flüsternd, fügte er mit unhörbarem Tone hinzu: „Es ist der Polizeirath Richter!"

Der Major wurde dunkelroth vor Zorn. „Das ist eine grenzenlose Unverschämtheit!" entgegnete er leise. „Sage dem Menschen, Graf Sarentin habe jetzt keine Zeit."

„Aber gnädiger Herr — — "

Das Gesicht des Majors röthete sich noch mehr, die

Adern auf der Stirne schwollen. „Keinen Widerspruch,“ so herrschte er den Jäger an. „Fort! Der unverschämte Mensch soll 'warten oder sich packen. Sie, Alfons, führen jetzt Elwinen zu Tisch, wir wollen uns durch solche Zudringlichkeit auch nicht eine Minute stören lassen.“

Wenn der Major in diesem Tone befahl, durfte keiner seiner Diener wagen, ihm auch nur ein Wort zu erwidern, Franz eilte daher gehorsam fort, Sarentin aber zögerte noch. — „Wäre es nicht besser, wenn ich — — —“

„Nichts da, der Mensch kann bis nach der Tafel warten,“ — unterbrach ihn der Major und mit lauter, durch das ganze Zimmer tönender Stimme fügte er hinzu: „Graf Sarentin, ich bitte Sie, meine Tochter zu Tisch zu führen, — die Herrschaften wollen sich freundlichst anschließen.“

Sarentin bot Elwinen den Arm, bebend legte sie ihre Hand leicht auf denselben, sie ging willenlos neben dem Grafen, der sie dem Saal zuführte, andere Paare folgten ihm, der Zug ordnete sich; aber plötzlich gerieth er wieder in's Stocken, — aller Augen wendeten sich einem seltsamen, unerwarteten Schauspiel zu. —

Aus dem Vorsaal trat in das Gesellschaftszimmer ein kleiner, dicker Herr, der einen gar nicht salonfähigen einfachen Ueberrock trug, ihm folgten auf dem Fuße zwei Polizei-Sergeanten in vollen Uniformen.

Der kleine Herr schritt, ohne die Gesellschaft zu beachten, geraden Weges auf den Grafen Sarentin zu, die Polizei-Sergeanten folgten ihm. —

Sarentin erbleichte, als er den Polizeirath, vor dem er nach dem Tode Heinrichs von Nordenheim ein kurzes Verhör über die Vorgänge auf dem Pistolenschießstande gehabt hatte, erkannte, — sein scheuer Blick flog umher, er suchte nach einer Lücke in der Menge der vornehmen Gäste, die dicht gedrängt, starr vor Staunen, den frechen bürgerlichen Eindringling anschauten der es wagte, so unangemeldet unter sie zu treten; — der Polizeirath aber ließ sich durch die zornigen Blicke, welche ihn trafen, nicht einschüchtern. „Herr Graf von Sarentin“, sagte er laut, „ich wollte Ihnen und dieser verehrten Gesellschaft eine peinliche Scene ersparen; ich

ließ Sie deshalb bitten, zu mir nach dem Vorsaal zu kommen. Sie sind meiner Aufforderung nicht gefolgt."

„Unerhörte Unverschämtheit!" schrie der Major, bebend vor Wuth den Polizeirath unterbrechend. „Herr, augenblicklich verlassen Sie mein Haus, wenn Sie nicht wollen, daß ich meinem Diener befehle, Sie schimpflich hinauszuwerfen!"

Der Polizeirath schaute den alten Herrn nicht zürnend, sondern mit tiefem Mitleid an; ruhig, aber fest und würdevoll erwiderte er: „Herr Major, ich stehe hier kraft meines Amtes im Namen des Königs, — dem Gesetze werden und müssen Sie sich beugen. Es schmerzt mich, Ihr gastliches Haus verletzen zu müssen, aber die Pflicht gebietet es. Hätte dieser Herr geahnt, wer ihn zu sprechen verlangt, dann würde es mir vielleicht unmöglich gewesen sein, seine Flucht zu verhindern und meine traurige Pflicht zu erfüllen. Ich verhafte den Grafen Sarentin wegen dringenden Verdachts der Ermordung und Beraubung des Barons Heinrich von Nordenheim. Herr Graf, Sie sind mein Gefangener, hier meine Legitimation, der Haftbefehl des Staatsanwalts in P***!"

Ein Schrei des Schreckens ertönte. Die Gäste wichen entsetzt auseinander, scheu zogen sie sich von dem Grafen zurück, der zitternd, keines Wortes, keiner Bewegung mächtig, es willenlos duldete, daß der Sergeant Weirauch auf einen Wink des Polizeiraths seinen Arm ergriff und ihn fortführte. Der Schlag hatte ihn so plötzlich, so unerwartet mit tödtlicher Sicherheit getroffen, daß er ihm fast die Fähigkeit zu denken raubte. Mit niedergeschlagenen Augen, ohne noch einen Blick auf die Gesellschaft zu werfen, folgte er dem Sergeanten. Elwine stand allein in dem weiten Kreise, starr vor Entsetzen blickte sie dem entlarvten Verbrecher nach, — da fühlte sie, daß eine warme Hand die ihrige ergriff, sie war nicht mehr allein, Fritz Stern stand neben ihr, an seine Brust lehnte sie sich, bei ihm suchte sie Trost und Schutz gegen die forschenden neugierigen Blicke, mit welchen von allen Seiten die verlassene Braut beobachtet wurde; aber nur einen Augenblick konnte sie sich dem Drange des Gefühls hingeben, der nächste schon rief sie zur Erfüllung der traurigsten Pflicht. —

Der Major war, als der Polizeirath ihn im Namen

des Königs aufforderte, dem Gesetz Gehorsam zu leisten, zurückgewichen, schweigend hatte er dem ganzen Vorgange zugeschaut. Als der Polizeirath dem Grafen die furchtbare Anklage zuschleuderte, als Sarentin unter derselben zusammenbrach und zitternd dem Sergeanten folgte, da blieb ihm kein Zweifel, daß er dem Mörder seines Neffen sein einziges geliebtes Kind hatte opfern wollen. — Sein Blick suchte die Tochter, er sah sie umschlungen von den Armen seines Lieblings, da stieg plötzlich das Bild der Schwester in seiner Erinnerung auf, der Schwester, die er so zärtlich geliebt und die er doch den Trieben des mächtigen Adelsstolzes folgend, Jahre lang hart von sich gestoßen hatte. —

„Fritz, — Elwine!“ Er rief es, dann aber überwältigte die furchtbare Aufregung seine schwache Kraft, ohnmächtig sank er zurück, der Polizeirath stützte ihn mit kräftigem Arm und leitete ihn zu einem Sessel.

Die Gesellschaft stob auseinander, in dem Vorzimmer und auf den Gängen drängten sich die Herren in ihren Uniformen und die Damen in brillanten Balltoiletten, sie suchten nach ihrer Garderobe, sie riefen nach ihren Equipagen, — jeder suchte so schnell als möglich fortzukommen. Was sollten sie auch in dem Trauerhause? —

In dem glänzend geschmückten, tageshell erleuchteten weiten Gesellschaftszimmer lag einsam ein schwerkranker Greis umschlungen von den Armen seiner weinenden Tochter und seines Neffen; — aber er fühlte sich nicht einsam, nicht verlassen, — er vermißte die scheu flüchtenden vornehmen Gäste nicht. — Als ihm das Bewußtsein wiederkehrte und er Elwine zu seinen Füßen, Fritz an seiner Seite sah, da verklärte ein Lächeln seine Züge. — Versagte ihm auch die Zunge den Dienst, so sprachen doch seine Augen um so beredter. Mit schwacher zitternder Hand ergriff er die Rechte Elwinens und vereinte sie mit der des Neffen. Ein freundlicher, liebevoller Blick auf die Beiden, die seinem Herzen am theuersten waren, dann sanken die müden Lider, bewußtlos ruhte er wieder in seines Kindes Armen. —

XVIII.

Es war schon ziemlich spät in der Nacht, als Fritz Stern in das Zimmer des Polizeiraths, der ihn längst sehnlichst erwartete, trat.

„Wie geht's dem alten Herrn?" fragte der Polizeirath besorgt. — „Wäre trostlos, wenn der Schreck für ihn gefährliche Folgen hätte."

„Beruhigen Sie sich, ich hoffe das Beste!" erwiederte Fritz Stern. „Mein Oheim schläft, Elwine wacht bei ihm. Der Anfall ist glücklich vorübergegangen und vorläufig wenigstens nichts zu besorgen. Jetzt aber, verehrter Freund, erzählen Sie mir. Ich brenne vor Neugier zu erfahren, welche Gründe Sie veranlaßt haben, Ihre Ansicht zu ändern. Vor einigen Stunden noch weigerten Sie sich, gegen den Grafen einzuschreiten und jetzt haben Sie ihn rücksichtslos verhaftet. Sie müssen seiner Schuld sicher sein, sonst würden Sie gewiß einen solchen Schritt nicht gethan haben." —

Der Polizeirath lehnte sich recht behaglich in den weichen Lehnsessel zurück, er faltete die Hände über den Bauch und erzählte in seiner seltsam abgebrochenen Redeweise.

Unmittelbar vom Bahnhof hatte er sich zum Untersuchungsrichter in P*** begeben, diesem den Thaler als neuen Beweis gegen Wildmichel gezeigt, und darauf sich erboten, den Gefangenen noch einmal zu verhören. Die Erlaubniß mußte ihm, dem höchsten Befehl gemäß, gewährt werden, er ließ sich den Gefangenen nicht vorführen, sondern zog es vor, ihn im Gefängniß selbst zu besuchen.

Er fand den Wildmichel so verstockt wie immer; hartnäckig weigerte jener sich auf die freundlichsten Fragen zu antworten. „Man glaubt mir doch nichts!" erwiederte er mürrisch auf alle Mahnungen, ein offenes Geständniß abzulegen. — Da riß dem Polizeirath die Geduld, er nahm zu dem letzten Mittel der Ueberraschung, welches er sich vorbehalten hatte, seine Zuflucht. „Kennst Du diesen Thaler?" fragte er, dem Wildmichel das Geldstück plötzlich zeigend. —

Wildmichel schaute mit unverstelltem Staunen den

Thaler an. — „Wahrhaftig" sagte er, „den Thaler kenne ich, den hat mir der Baron aus der Hand geschossen und ihn dann in die Geldbörse gesteckt."

„Welche Du ihm mit der Brieftasche raubtest!" —

„Nein, das ist nicht wahr, er hatte keine Börse mehr, als" — — Er unterbrach sich plötzlich, er fühlte, daß er zu viel gesagt, sich verrathen hatte und verwirrt schlug er die Augen vor dem forschenden Blick nieder, den der Polizeirath auf ihn, jede seiner Minen scharf beobachtend, richtete. —

Wildmichels Antwort bot dem erfahrenen Criminalisten ein neues Räthsel; sie war einem augenblicklichen Impuls entsprossen, dem verstockten Gefangenen durch die Ueberraschung abgewonnen und deshalb von besonderem Werth; ihre Wahrhaftigkeit ließ sich nicht bezweifeln. — Um so merkwürdiger aber erschien sie dem Polizeirath, denn sie bewies ihm, daß Wildmichel die Börse nicht geraubt hatte, — dann aber hatte er auch seiner Frau den Thaler nicht geben können, dann war dieser auf andere Weise in Gretens Besitz gelangt und der Verdacht, daß Grete die Hehlerin der geraubten Gelder gewesen, fiel in sich selbst zusammen. — Diese Schlußfolgerung flößte dem Polizeirath ein Gefühl großer Befriedigung ein; — der Gedanke, daß ihn sein Vertrauen auf die Ehrlichkeit der Frau, die ihm tiefes Mitleid eingeflößt hatte, nicht betrogen habe, machte ihn ganz glücklich. Zwar sah er die Erfüllung seiner Aufgabe, die ihn nach P*** geführt hatte, jetzt wieder in weite Ferne gerückt, denn Wildmichel konnte ihm über den Thaler keine Auskunft geben und es bedurfte vielleicht noch langer, mühseliger Nachforschungen bei Grete, um zu erfahren, aus welcher Hand sie das verhängnißvolle Geldstück empfangen habe, wenn dies überhaupt zu erforschen war, — aber ein Ziel hatte er doch erreicht, den Wildmichel zu einer Antwort zu bewegen und er beschloß diese mit Hilfe des Thalers weiter auszubeuten.

„Du hast Dich verrathen, Michel," — erwiederte er ruhig, — „Du hast zu viel und zu wenig gesagt. — Sieh ich glaube Dir, daß Du den Baron nicht ermordet hast. Ein Anderer hat es gethan und Börse und Brieftasche

geraubt, Dir aber nur die Nachlese gelassen. — Du schadest Dir durch Deine Verstocktheit. Du machst Dich selbst unglücklich, denn die Richter werden Dich verurtheilen als Raubmörder; — aber nicht nur Dich, sondern auch Dein armes unglückliches Weib treibst Du ins Verderben. Sie hat den Thaler, den Du gesehen, dem Hausirer Isaac Lebermann für eine wollene Decke gezahlt, auf ihr ruht der Verdacht, daß sie ihn von Dir empfangen habe, daß sie die Hehlerin Deines Raubes sei. Wie Du wird sie verurtheilt und ins Zuchthaus geschickt werden. Und dies Alles verschuldest Du, weil Du nicht offen Deine Schuld bekennst und es mir dadurch unmöglich machst, dem wahren Räuber der Geldbörse nachzuforschen, ihn zu entdecken und statt Deiner zur Strafe zu bringen." —

Immer, wenn der Polizeirath zusammenhängend sprach, machten seine Worte den tiefsten Eindruck, auch auf den Wildmichel verfehlten sie ihn nicht. — Er liebte seine Grete, jedes sanftere Gefühl seines Herzens war in der Liebe zu ihr und seinen Kindern concentrirt, — sie im Zuchthaus zu wissen, diesen Gedanken konnte er nicht ertragen, er wußte ja, daß sie die Schmach nicht überleben würde. Eher wollte er selbst die härteste Strafe erleiden, ehe er duldete, daß auch sie verdächtigt, von den Kindern fortgerissen und ins Gefängniß geführt werde.

„Ich will Ihnen Alles gestehen, Herr Polizeirath", — sagte er, diesen flehend anschauend, — „aber Sie müssen mir versprechen, daß Sie meiner Grete nichts thun. Das müssen Sie mir versprechen heilig und fest, sie weiß ja von nichts, sie ist so unschuldig und wäre ich ihr gefolgt, dann säß ich heut nicht hier." —

„Ich glaube Dir, Michel," entgegnete der Polizeirath gütig. — „Sieh, Dir will ich es sagen, damit Du siehst, wie sehr ich auf die Unschuld Deiner armen Frau vertraue; — als ich Dich nach P*** ins Gefängniß führen mußte und Deine Frau und Kinder mittellos, der äußersten Noth Preis gegeben, zurückbleiben mußten, — da habe ich mich ihrer angenommen, soweit meine eigenen Mittel reichten. — Ich habe manchen Thaler nach Kabelwitz geschickt, weil mir das arme, unglückliche Weib in der Seele leid that." —

„Das lohne Ihnen Gott, Herr!“ — rief Wildmichel zu Thränen gerührt, er ergriff die Hand des Polizeiraths und küßte sie, — dann fuhr er fort: — „Ihnen will ich Alles sagen! Mögen mich dann die Richter ins Zuchthaus schicken, ich will es ertragen, wenn nur meiner Grete und meinen Kindern nichts geschieht.“ —

Und er erzählte: —

Mit den drei Thalern, die er auf dem Schießstand verdient hatte, in der Tasche, war er von Nordenheim nach Kabelwitz zurückgewandert, aber immer und immer wieder hatte er an die geldgefüllte Börse des Barons und an die Brieftasche mit den vielen Geldscheinen gedacht. Weshalb besaß er nicht diesen Reichthum? Er hätte dann nicht nöthig gehabt, stets die Wächter des Gesetzes zu fürchten, seine Frau und seine Kinder wären jeder Noth überhoben gewesen, während der ausschweifende Baron nur in üppigem Wohlleben das schöne Geld verpraßte. Die Erinnerung an seinen alten Zuchthauskameraden, den Mörder, stieg wieder in ihm auf. Der lebte nicht unglücklicher als irgend ein anderer der Gefangenen, das Gewissen quälte ihn nicht, — er war oft sogar recht lustig. Wäre seine That nicht entdeckt worden, hätte er nicht gestanden, dann würde er mit dem Raube ganz glücklich gelebt haben. — War es denn etwas so Großes und Schweres einen Menschen zu tödten? — Wenn der Baron, wie er ja täglich that, einsam durch den Wald ging, — dann bedurfte es ja nur eines Fingerdruckes und die tödtliche Kugel saß ihm im Herzen. Ein Mensch oder ein Rehbock, die Kugel tödtet Beide. —

Und dann? — Der Baron trug stets ein Vermögen bei sich. Die Geldbörse und die Brieftasche, — es war so leicht, sie zu nehmen und im Walde zu verstecken, bis die That vergessen sein würde. — Wer konnte wissen, aus welchem Rohr die Büchsenkugel gekommen war? — Eine Entdeckung war nicht möglich. — Und was lag an dem Leben dieses Menschen? Ihn zu tödten, war kein Verbrechen, ihn, den hochmüthigen, tyrannischen Gutsherrn, der seinen Reichthum nur brauchte, um ihn schmählich zu verprassen!

Mit solchen Gedanken trug sich Michel auf dem Heimweg nach seiner Hütte und ihnen folgend nahm er die Büchse

und eilte, ohne auf Gretens Bitte zu hören, wieder in den Wald; auf einem weiten Umwege näherte er sich dem Schloß Nordenheim; in ein Gebüsch, von welchem aus er das Schloßthor überblicken konnte, legte er sich auf die Lauer, um abzuwarten, bis der Baron den Abendspaziergang, den er täglich zu machen pflegte, antreten würde. Er wartete lange vergeblich, — endlich aber erblickte er den Baron, der aus dem Schloß trat, aber eine andere Richtung, als die, welche er gewöhnlich bei seinen Abendspaziergängen einzuschlagen pflegte, nahm. Er ging langsam durch den Garten nach dem Pistolenschießstand.

Von seinem auf einem Hügel gelegenen Versteck aus konnte Michel den ganzen Garten überblicken, er sah, daß der Baron an dem Schießstand vorüberging und den Waldweg nach Kabelwitz einschlug.

Michel folgte ihm, aber er mußte einen weiten Umweg machen und schnell gehen, wenn er den Baron noch im Walde erreichen wollte. — Anfangs eilte er mit großen Schritten durch die Heide nach der ihm bekannten, etwa in der Mitte des Weges zwischen Nordenheim und Kabelwitz belegenen Waldlichtung, hier wollte er sein Opfer erwarten; aber immer langsamer wurden seine Schritte, je näher er der Ausführung seines verbrecherischen Vorhabens kam. Das Herz schlug ihm so heftig, er konnte nicht weiter, einen Augenblick mußte er stehen bleiben, um Luft zu schöpfen. — Er konnte nicht weiter! — Es war doch nicht so leicht, einen Menschen zu tödten! — Er sah den blutenden Leichnam zu seinen Füßen und ihn schauderte. Er dachte an seine Grete, an seine Kinder. — Wenn Grete jemals erfuhr, ja, wenn sie jemals nur ahnte, daß Blut seine Hände befleckt habe, dann — — —, er fühlte, daß seine Hand zitterte, seine Glieder ihm den Dienst versagten. Er konnte nicht weiter, für heut mußte er sein Vorhaben aufgeben, er wäre nicht im Stande gewesen, einen sicheren Schuß zu thun. — Er warf die Büchse über den Rücken und langsam schlenderte er durch den Wald, dem Dorfe Kabelwitz zu. Erst einige Schritte hatte er gemacht, da hörte er in nicht weiter Ferne einen Schuß. — Wer konnte da geschossen haben zu dieser Tageszeit? — Der Jäger Franz war im Schloß Kabelwitz beschäf-

tigt, der Förster von Nordenheim war verreist, beide konnten es nicht gewesen sein. Vielleicht ein Wilddieb? — Seine Neugierde war erregt, er mußte wissen, wer außer ihm hier den Forstgesetzen Trotz bot. Vorsichtig, um kein Geräusch zu machen, schlich er durch das Buschwerk, fortwährend mit forschendem Auge umherspähend. —

Er hatte die Waldlichtung erreicht, sein erster Blick fiel auf die Leiche des Barons von Nordenheim, die in ihrem Blute auf dem Rasen ganz nahe dem nach Kabelwitz führenden Fußweg lag. — Entsetzt blieb er stehen, da aber vernahm sein feines Ohr in ziemlicher Ferne ein leises Geräusch, er blickte nach der Richtung und er sah abseits vom Wege einen hochgewachsenen Mann durch das Haselgebüsch schleichen und dann im Walde verschwinden, der Mann war zu weit entfernt, als daß er ihn mit Sicherheit hätte erkennen können, seine Gestalt aber hatte große Aehnlichkeit mit der des vornehmen Herrn, der ein so häufiger Gast auf Schloß Kabelwitz war und der mit dem Baron auf dem Schießstand einen Streit gehabt hatte. —

Lange stand Michel ohne ein Glied zu rühren, starr die Leiche des Ermordeten anschauend, — da plötzlich gedachte er der Börse und der Brieftasche. Was nutzten sie dem Todten? Er konnte den Schatz sich aneignen, ohne sein Gewissen mit einem Morde zu beflecken. — Er eilte zu der Leiche, er kniete neben derselben nieder; aber vergeblich durchsuchte er die Taschen, Börse und Brieftasche waren fort; — da fiel sein Blick auf die kostbare goldene Kette der Uhr. Er erinnerte sich, auf dem Zuchthause gehört zu haben, daß in P*** ein Goldarbeiter Goldsachen kaufe, ohne je zu fragen, woher sie stammten. Uhr und Kette hatten einen hohen Werth, auch die Ringe und die Busennadel. Aus ihrem Erlös konnte er mit Weib und Kindern lange leben. Als er die Busennadel löste, sah er die seidene Schnur, an welcher der Ermordete den Schlüssel zu dem eisernen Geldschrank um den Hals trug, er wußte, daß der Schrank Schätze enthalte. — Wie leicht mußte es sein, in der Nacht in das Fenster zu steigen, den Geldschrank zu öffnen und sich das viele, viele Geld anzueignen, lag doch der, in dessen

Schlafzimmer der Schrank stand und der durch das Oeffnen erweckt worden wäre, todt hier auf dem Rasen.

Dem Gedanken folgte die That. Wildmichel durchschnitt mit seinem Messer die Schnur, er eignete sich den Schlüssel zu; — dann aber floh er eiligst in den Wald. —

Lange Zeit irrte er unstät in der Heide umher. Er hatte nicht den Muth nach Haus zurückzukehren, mit dem geraubten Gut in der Tasche wagte er es nicht, seiner Grete unter die Augen zu treten. Er lagerte sich, um auszuruhen und um zu überdenken, wie er den Einbruch vollführen wolle, im Walde.

Die Sonne war längst untergegangen, — der Mond stand schon hoch am Himmel, als Wildmichel überrascht wurde durch ein ihm bekanntes Geräusch; er hörte, wie ein starkes Wild die Büsche durchbrach und gleich darauf sah er einen Rehbock auf die nahe Waldlichtung hinaustreten. Unwillkürlich gehorchte er der Jagdlust, er schoß den Rehbock und führte dadurch seine Begegnung mit Elwine von Streit herbei. —

Mit beredten Worten schilderte Wildmichel seine Angst, als Elwine sich nicht zurückhalten ließ, ihrem Hunde zu folgen, als sie die Leiche des Barons entdeckte. Er hatte es nicht gewagt zu fliehen, bis zum Hofthor hatte er die Leiche begleitet, dann aber war er wieder in den Wald geeilt, um erst die geraubten Kleinodien an einem sicheren Ort zu verbergen und dann erst nach Haus zurückzukehren, einige Stunden zu ruhen und endlich in der Nacht den beabsichtigten Einbruch, bei dem er gefangen wurde, zu versuchen.

Wildmichel hatte seine Erzählung vollendet; er hatte sein ganzes Herz ausgeschüttet, selbst von seiner Absicht, den Baron zu ermorden und zu berauben, keinen Hehl gemacht; ein solches Geständniß trug den Stempel der inneren Wahrhaftigkeit. Der Polizeirath war ein zu geübter Kriminalist, um nicht zu erkennen, daß er hier nicht betrogen werde. Wildmichel war der Mörder nicht, wahrscheinlich hatte der Mann, den Michel fern im Walde verschwinden sah, das Verbrechen vollbracht. War aber jener Mann Graf Sarentin. Der Verdacht gegen diesen wurde allerdings erhöht,

aber doch wagte der vorsichtige Polizist immer noch nicht, ihn als fest begründet zu erachten; hatte doch Wildmichel selbst gesagt, daß er den Grafen nicht sicher erkannt, daß er nur eine gewisse Aehnlichkeit in der Gestalt wahrgenommen habe. Vor Allem kam es jetzt darauf an, festzustellen, aus welcher Hand Grete den zerbeulten Thaler empfangen habe; führte auch diese Spur auf den Grafen zurück, dann bot sich für eine Untersuchung schon ein bestimmterer Anhaltspunkt.

„Du hast Dir selbst und Deiner braven Frau durch Dein Geständniß den besten Dienst geleistet," sagte der Polizeirath Abschied nehmend zum Wildmichel, „Deine Strafe wird milder sein, als wenn Du beim verstockten Leugnen geblieben wärst und für Deine Frau soll, das verspreche ich Dir, gesorgt werden."

Das Verhör des Wildmichels hatte mehrere Stunden in Anspruch genommen, trotzdem beschloß der Polizeirath, sofort Extrapost zu nehmen und nach Kabelwitz zu fahren, um Grete zu vernehmen; aber sein Plan erlitt eine Aenderung.

Als er das Gefängniß verließ, erwartete ihn schon der Sergeant Weirauch, der soeben mit dem 3 Uhr Zuge in P*** eingetroffen war, er hatte dem Polizeirath eine wichtige Nachricht zu bringen.

Weirauch hatte es übernommen, den Grafen Sarentin, so lange dieser sich in der Residenz aufhielt, zu beobachten, bisher war dies ohne Erfolg geschehen, im Laufe des Vormittags aber war ihm eine bedeutsame Entdeckung geglückt. Sarentin hatte bei einem Juwelier mehrere Einkäufe gemacht, zwei Ringe und einen Halsschmuck; er hatte zur Zahlung, wie Weirauch, der von außen den Laden beobachtete, bemerkt hatte, einen großen Geldschein benutzt, auf welchen ihm der Juwelier eine nicht unbedeutende Summe wieder herausgab. Sobald der Graf den Laden verlassen hatte, war der Sergeant in denselben getreten und hatte, indem er sich als Polizeibeamter legitimirte, von dem Juwelier die Vorzeigung des Geldscheins, der von dem Grafen in Zahlung gegeben worden war, verlangt. Der Schein war

einer der gesuchten, dem Baron von Nordenheim geraubten Fünfhundert Thalerscheine, er trug die angegebene Nummer.

Diese wichtige Entdeckung beseitigte jeden Zweifel des Polizeirathes; um aber mit größter Gewissenhaftigkeit und ganz sicher vorzugehen, beschloß er, sich von der Zuverlässigkeit des Berichtes, den er von dem Sergeanten erhalten hatte, persönlich zu überzeugen. Er eilte, begleitet von dem Sergeanten, nach dem Bahnhof, wo er gerade zur rechten Zeit eintraf, um den nach der Residenz zurückführenden Schnellzug benutzen zu können; dort eingetroffen, fuhr er zu dem Juwelier, der ihm auf seinen Wunsch bereitwillig den vom Grafen eingenommenen Fünfhundert Thalerschein übergab.

Der nächste Zug nach P*** ging um 6 Uhr ab, der Polizeirath hatte daher noch zwei Stunden Zeit, er benutzte diese, um über seine wichtigen Entdeckungen dem Polizei-Präsidenten Bericht zu erstatten.

Er fand seinen Vorgesetzten in großer Aufregung.

„Sie kommen wie gerufen, lieber Rath," so begrüßte ihn der Präsident, „ich habe schon nach Ihnen geschickt und erfahren, daß Sie in P*** seien, um so lieber ist es mir, daß ich Sie jetzt sehe. Denken Sie nur, einer der beiden 500 Thalerscheine, welche beim Morde des Baron Nordenheim geraubt worden sind, ist mir soeben eingeliefert worden. — Meyer Magnus hat ihn von dem Grafen Lehnholz und dieser, errathen Sie von wem — erhalten." —

„Vom Grafen Sarentin" erwiederte der Polizei-Rath.

„Herr, sind Sie allwissend?" fragte der Präsident erstaunt.

„Hier ist der zweite Schein und aus derselben Quelle!" antwortete der Polizeirath trocken. Er erstattete Bericht über das Resultat seiner heutigen Thätigkeit, jetzt erst entschloß er sich, auch alle die Verdachtsmomente, welche schon früher gegen den Grafen vorgelegen, allein aber die Einleitung einer Untersuchung nicht gefertigt hatten, — dem Präsidenten mitzutheilen.

„Genug und übergenug!" rief dieser, als der Polizeirath geendet hatte. „Ein Indicienbeweis, so klar er nur gewünscht werden kann; zum Ueberfluß aber mögen Sie noch die Frau des Wildmichel vernehmen; ich bin überzeugt, sie

hat den verhängnißvollen Thaler auch von dem Grafen. Aber machen Sie es kurz mit dem Verhör, denn ich möchte dem armen alten Major von Streit die Schmach, daß er seine Tochter dem Mörder seines Neffen verlobt, ersparen. Reisen Sie mit dem nächsten Zug nach P***, machen Sie dem Staatsanwalt kurze Mittheilung, er wird Ihnen dann sicher einen Verhaftsbefehl gegen den Grafen geben, thut er es nicht, dann übernehme ich die Verantwortung und befehle Ihnen, den Schurken zu verhaften."

Mit dem 6 Uhr Zuge, der so viele hochadlige Gäste aus der Residenz nach Kabelwitz führte, fuhr auch der Polizeirath mit dem Sergeanten Weirauch und einem andern Beamten nach P***. Eine Extrapost führte ihn, nachdem er vom Staatsanwalt den Haftbefehl erhalten hatte, nach Dorf Kabelwitz.

Sein erster Besuch galt der Frau des Wildmichel. Grete erkannte sofort den ihr vorgezeigten Thaler wieder. „Den hat mir der gute Graf Sarentin, der Bräutigam unseres gnädigen Fräuleins, geschenkt," sagte sie. Auf Befragen über die näheren Umstände dieses Geschenkes erzählte sie: zwei Tage nach der Verhaftung des Wildmichel sei schon am frühen Morgen Elwine von Streit in ihre Hütte getreten, um sich sehr theilnehmend zu erkundigen, wie es ihr gehe; — während sie noch im Gespräch gewesen seien, habe plötzlich Fräulein Elwine erschreckt aus dem Fenster gesehen und gerufen: „Dort kommt Graf Sarentin gerade auf das Haus zu. Ich mag nicht mit ihm zusammentreffen, er darf mich hier nicht sehen." — Das Fräulein habe sich darauf in der dunklen Küche versteckt, gerade noch zur rechten Zeit, um sich vor dem Grafen zu verbergen. —

Der Graf sei sehr gütig und freundlich gewesen, er habe Greten und ihre armen Kinder bedauert und endlich gesagt: er hoffe, die Unschuld Michels werde sich zeigen, bis dies aber geschehen, wolle er die arme Familie des Gefangenen nach Kräften unterstützen und das habe er denn auch redlich gethan, denn 5 harte Thaler habe er auf den Tisch gelegt, als er gegangen.

Sobald der Graf die Hütte verlassen habe, sei das Fräulein aus ihrem Versteck wieder hervorgekommen. Der Graf ist

doch ein guter Mensch! habe Elwine gerührt gesagt und dann die fünf Thaler, die noch unangerührt auf dem Tisch gelegen hätten, angeschaut. Da sei ihr der eine Thaler, der mit der Beule aufgefallen, sie habe Greten auf das sonderbare Geldstück aufmerksam gemacht.

So lautete Gretens Erzählung und damit schloß auch der Polizeirath die seinige. „Das Uebrige wissen Sie," sagte er. „Bedürfen keines weiteren Beweises, daß Graf der Mörder. Sind einmal klüger gewesen, als alter Kriminalist, lieber Doctor; aber brauchen darauf nicht stolz zu sein, denn zehn Mal irrt man mit solchem Verdacht und nur ein Mal hat man Recht."

XVIII.

Sechs Monate waren seit der Verhaftung des Grafen Sarentin vergangen. Doctor Fritz Stern saß mit seiner jungen Frau — seit 14 Tagen war er mit Elwine verheirathet — und mit seinem Schwiegervater, der wieder recht frisch und wohl aussah, beim Mittagstisch, als der Jäger Franz, welcher seinem Herrn in die Stadt gefolgt war, den Polizeirath Richter meldete.

Der Polizeirath folgte der Meldung auf dem Fuße; als er in das Zimmer trat, bemerkte Fritz sofort, daß er der Ueberbringer einer ernsten, vielleicht traurigen Nachricht sei, denn dem freundlichen Gesicht des dicken Herrn fehlte jenes behagliche, gemüthliche Lächeln, welches es sonst immer trug, wenn der Polizeirath in den Kreis einer ihm lieben Familie trat.

„Nehmen Sie Platz, lieber Herr Polizeirath und theilen Sie unser einfaches Mahl," so begrüßte Elwine herzlich den Gast; der aber lehnte die Einladung ab: er komme nur auf kurze Zeit, um den Freunden eine wichtige Mittheilung zu machen. „Wünsche nicht, daß Sie durch falsche Gerüchte, oder gar durch die Zeitungen erfahren, was Sie doch wissen müssen. Ist ein trauriger Fall; aber doch vielleicht recht glücklich! Telegraphische Depesche: Graf Sarentin ist todt, Schließer hat ihn vor einer Stunde entseelt im Gefängnisse gefunden. Wahrscheinlich Gift, woher er es bekommen, weiß Niemand. Gestern ließ er mich zu sich ins Gefängniß rufen,

nachdem er so lange trotz aller der gegen ihn aufgehäuften Beweise hartnäckig geleugnet hatte. Legte mir ein umfassendes Geständniß ab, nachdem ich ihm versprochen, bis heute darüber zu schweigen und heute ist er todt! Sein letztes Wort, als wir schieden, war gestern: Theilen Sie Fräulein Elwine von Streit mit, was ich Ihnen gesagt; versprechen Sie mir das, Herr Polizeirath; sie wenigstens soll mich nicht für schlechter halten, als ich bin! Hab's ihm versprochen und komme um Wort zu halten, obgleich Fräulein Elwine kein Fräulein mehr, sondern Frau Doctor Stern; aber das wußte er nicht." —

„Also er hat gestanden?" fragte Fritz Stern mit tiefem Ernst, — die Todesnachricht hatte ihn erschüttert. — Wenn er auch den Tod des Mörders nicht betrauern konnte, fühlte er doch ein gewisses Mitleid für diesen. —

„Er hat gestanden. Er hat den Mord begangen und den Raub und dennoch war er kein Raubmörder: — Was er mir erzählte war sicher die Wahrheit. Er sprach im Angesicht des Todes, den er sich zu geben entschlossen war, seine letzten Worte waren gewissermaßen sein Testament. Hören Sie was er mir erzählte: —

Graf Sarentin war, nachdem er vom Major das Versprechen erhalten hatte, am Abend solle seine Verlobung gefeiert werden, mit der Büchse, welche er sich vom Jäger Franz hatte geben lassen, in den Wald gegangen, um vielleicht zum Zeitvertreib irgend ein Wild aufzujagen. Er war nach manchen Kreuz- und Querzügen zu dem Fußweg gekommen; dort auf der Waldlichtung begegnete ihm Heinrich von Nordenheim. —

Der Graf freute sich des Zusammentreffens, er hoffte, Heinrich werde wohl den Groll über den letzten Streit vergessen haben, er grüßte deshalb freundlich in der Absicht, eine Versöhnung herbeizuführen. Heinrich aber erwiederte den Gruß gar nicht, sondern stehen bleibend und sich mit der Reitpeitsche, die er trug, nachlässig die Stiefel klopfend, sagte er höhnisch: — „Sieh da, Graf Sarentin! — Waren Sie vielleicht schon heut auf dem Wege nach Nordenheim, um vor unserem Zusammentreffen mit den Waffen in der Hand Ihren Ehrenwortschein einzulösen? — Den Weg

dahin können Sie sich sparen, — ich habe das Papier bei mir und es steht Ihnen gegen baare Zahlung zu Dienst."

Der Graf fühlte sich durch diesen bitteren Hohn aufs Neue beleidigt, aber er suchte seinen Aerger zu unterdrücken, denn er bedurfte der Schonung des Barons, da er ganz außer Stande war, seine Schuld am festgesetzten Tage zu zahlen. Schon drängten ihn andere Gläubiger, er hatte nirgends mehr Kredit, — in der Macht Heinrichs lag es, ihn zu entehren, er durfte diesen daher nicht aufbringen. Mit erzwungener Freundlichkeit erwiederte er: — „Sie sind grausam, Herr Baron von Nordenheim. — Ich bitte Sie dringend darum, schonen Sie mich. Ich bin außer Stande, den festgesetzten Tag innezuhalten, aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, in kürzester Frist werde ich meinen Schein einlösen."

„Ihr Ehrenwort?" rief der Baron höhnisch. — „Was ist wohl das Ehrenwort eines Menschen werth, der eben erklärt hat, daß er einen Ehrenschein nicht einlösen, also sein Ehrenwort nicht halten kann?"

Dieser neuen Beleidigung war die Geduld des Grafen nicht gewachsen, zornig erwiederte er: „Sie werden mir für dies Wort Genugthuung geben!"

„Genugthuung Ihnen? Heute Morgen noch hätte ich sie Ihnen gegeben, jetzt aber, nachdem Sie mir erklärt haben, daß Sie Ihren Ehrenschein nicht einlösen können, daß Sie also ein Ehrloser sind, nicht. Burschen Ihres Gelichters schlägt man, aber man schlägt sich nicht mit ihnen."

Er erhob die Reitpeitsche und er würde sie gebraucht haben, aber der Graf trat einen Schritt zurück; in wildem Jähzorn über die Beleidigung riß er die Büchse in die Höhe und im nächsten Augenblick sank der Baron, durchs Herz geschossen, zu seinen Füßen nieder. —

Die That war vollbracht! — Er beugte sich zu dem Baron herab, das brechende Auge sagte ihm, daß der Tod augenblicklich erfolgt sei. —

Sinnend stand der Graf an der Leiche; er bereute die That nicht, hatte er doch nur den entehrenden Schlag abgewehrt, aber was sollte er thun? — Sollte er fliehen? Er hatte kein Geld, alle seine Lebenshoffnungen waren auf die Vermählung mit Elwine von Streit gebaut, er war ver-

loren, wenn dieselbe nicht zu Stande kam. Sollte er sie jetzt plötzlich selbst aufgeben durch feige Flucht? — Seine That hatte keine Zeugen gehabt, wer also sollte als Ankläger gegen ihn auftreten? — Nein, er war entschlossen nicht zu fliehen. — Da aber fiel ihm plötzlich ein, daß der Baron in seiner Brieftasche den Ehrenwortschein trug, daß dieser bei ihm gefunden werden würde. — Er war entehrt, wenn dies geschah, denn einzulösen vermochte er den Schein nicht! — Er dachte nicht länger nach, fast instinctiv zog er aus der Brusttasche des Todten die Brieftafel, er öffnete sie, da lag sein Schein und neben demselben eine hohe Geldsumme in Banknoten und Kassenanweisungen, eine Summe, so groß wie er sie etwa bedurfte, um seinen hartherzigsten Gläubiger zu befriedigen. — Die Verführung war zu groß, er konnte nicht widerstehen, er nahm das Geld und seinen Schein aus der Brieftafel und indem er es that, stieg ihm plötzlich ein leuchtender Gedanke auf. Dieser Raub sollte seine Rettung vor jedem Verdacht werden. Wenn die Leiche gefunden werde und beraubt sei, dann werde sicherlich Niemand auf den Gedanken kommen, daß Graf Sarentin der Mörder sei. Als eine Pflicht der Selbsterhaltung erschien ihm der Diebstahl; aber er durfte dann auch nicht bei der Brieftasche stehen bleiben, auch die Geldbörse mußte er sich aneignen. Er that es, den Inhalt derselben schüttete er sich, ohne ihn anzusehen, in die Tasche, dann nahm er die geleerte Börse und Brieftasche und versteckte sie in einem Brombeergestrüpp, daran, daß ein Raubmörder auch Uhr und Ringe nicht verschonen würde, dachte er nicht, wohl aber daran, daß die abgeschossene Büchse ihn im Schloß verrathen könne, deshalb ging er etwas abseits vom Wege, hinter einem Haselbusch lud er die Büchse. — Da fiel ihm ein, daß doch vielleicht ein Verdacht auf ihn fallen, daß eine Haussuchung bei ihm stattfinden könne. Das Geld konnte ihn nicht verrathen, wer vermochte es wohl, den Goldstücken, Thalern und Papierscheinen anzusehen, in wessen Tasche sie früher gewesen waren, verrätherisch aber konnte der Ehrenschein werden; er zerriß ihn in ganz kleine Stücke, die er einzeln vom Winde fortwehen ließ, während er schnell in der Richtung nach Schloß Kabelwitz ging. Noch hatte er den

Ausgang des Waldes nicht erreicht, als er sich erinnerte, daß es gefährlich sein könne, wenn man ihn von Kabelwitz herkommen sehe, er machte deshalb einen weiten Umweg und von einer anderen Seite her betrat er den Schloßhof.

Er glaubte sich jetzt sicher, trotzdem aber war er doch nicht Herr seiner Aufregung, diese übermannte ihn mehrmals während seines Gesprächs mit dem Major und erst nach mehreren Stunden war er soweit gefaßt, daß er sicher war, sich nicht zu verrathen.

Am nächsten Morgen hörte er, der Mörder des Barons, ein berüchtigter Wilddieb, sei gefangen ins Schloß gebracht worden, da regte sich sein Gewissen; aber die Selbstsucht beschwichtigte es. — Er konnte jetzt, wo der Verdacht einen anderen traf, der offenbar die Leiche gefunden und sie beraubt hatte, ganz sicher vor der Entdeckung sein. — Wenn Wildmichel unschuldig im Verdacht des Mordes stand, so hatte er doch den Raub begangen und sonst manches vielleicht unentdeckte Verbrechen. Mit diesem Scheingrund beruhigte er sich, er that seinem Gewissen nur dadurch Genüge, daß er Wildmichels Frau und Kinder heimlich unterstützte. —

Die ganze Schwere seiner That wurde ihm erst in dem Augenblicke klar, als er als Raubmörder bei dem Fest in Schloß Kabelwitz verhaftet wurde; durch hartnäckiges Leugnen hoffte er sich zu retten, als aber Beweisstück auf Beweisstück ihm vorgelegt, als der Tag für die Schwurgerichts-Sitzung angesetzt wurde und sein Vertheidiger selbst ihm sagte, daß er keine Hoffnung für ihn habe, da brach seine Zuversicht zusammen, da entschloß er sich, ein Geständniß zu machen und sich dann den Tod zu geben. —

„Es ist geschehen“, — so schloß der Polizeirath seine Erzählung. Gehen Sie mit dem Unglücklichen nicht zu strenge ins Gericht; ich wenigstens freue mich, daß seiner Familie die Schmach, ihn auf dem Zuchthaus enden zu sehen, erspart worden ist. Er wäre gewiß als Raubmörder verurtheilt worden, weder Richter noch Geschworene würden ihm geglaubt haben, und doch ist sein letztes Geständniß sicherlich wahr.“ —

Ende.

Druck von R. Gensch in Berlin.